



NAMIBIA

LAND DER KONTRASTE

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere erste Urlaubsreise nach Namibia.

Die Reise fand vom 13.10. bis zum 2.11.2015 statt.

Landkarten dazu finden Sie ab Seite 100.





Der Anfang

Bei einer Reiseberichterstattung stellt sich die erste Frage natürlich ganz am Anfang. Das ist bei ersten Fragen ja im Allgemeinen so, aber bei Reiseberichten ganz besonders. Wo ist eigentlich der Anfang einer Reise? Bei uns begann die Reise bereits vor vielen Jahren. Zumindest für mich.

Als Kind waren es der Ngorongoro-Krater im heutigen Tansania und die Etosha-Pfanne im heutigen Namibia, die Flecken der Erde, die mich bis in die Träume verfolgten. Unser Prof. Bernhard Grzimek Direktor des Frankfurter Zoos, brachte uns die Serengeti ins Wohnzimmer. Die Faszination der riesigen Tierherden und die Ausstrahlungskraft der Elefanten, Nashörner, Leoparden und Löwen. Der Überlebenskampf der Gazellen, der jungen Elefanten und der Zebras mit den Naturgewalten, der ersehnte erste Regen und für mich das Hoffen auf ein Happyend.

Aber auch Clarence der schielende Löwe, den Judy die Schimpansin in der Sendung Daktari immer ärgerte, gehörte zu den Dingen, die ich als Kind sehen durfte. Der Spielfilm Hatari mit Hardy Krüger vermischte dann Hollywoodkino mit der afrikanischen Natur. Kindheitserinnerungen, die immer wieder Raum greifen, wenn es um Träume geht, die ich noch leben möchte.

In der Gesamtschule kam dann noch einiges Kritisches zu den im Kopf bunt ausgemalten Bildern der frühen Kindheit: die Kolonialisierung der Welt durch die Europäer. Das kaiserliche Deutschland hatte sich recht spät auf den Weg gemacht, sich Gebiete zu sichern. Mit Deutsch-Südwest und Deutsch-Ostafrika unter anderem waren es genau die beiden wildtierreichen Gegenden, die mich so interessierten.

Gerade in dem Alter, in dem ich mich intensiver mit Politik beschäftigte, rückte das, unter südafrikanische Kontrolle gestellte, ehemalige Deutsch-Südwest in den das Augenmerk der Weltpolitik. Letztlich wurde mit der Turnhallenkonferenz in Windhoek 1976 die Unabhängigkeit Namibias in die Wege geleitet.

Die Idee in dieses Land, das unter der deutschen Kolonialherrschaft und der südafrikanischen Apartheitspolitik gelitten, aber das inzwischen selbstbewusst seinen Platz im Weltgeschehen gefunden hat, zu reisen, entwickelte sich Ende der 1990er Jahre. So kaufte ich zwei Reiseführer und las mir mehr über die Möglichkeiten, das Land mit all seinen Sehenswürdigkeiten zu bereisen, an.

Meine Frau Heike war nicht davon zu überzeugen, dass Namibia das geeignete Reiseziel für eine junge Familie mit zwei Kleinkindern ist. Ich muss zugeben, ich hätte bei meinen Überzeugungsversuchen nicht die Wüste und die Raubtiere in den Mittelpunkt stellen sollen. So gingen die Jahre dahin. Aus den Kleinkindern wurden junge Damen und die Reiseführer tauchten immer mal wieder auf. In 2013 hatte ich meine Strategie verändert und nicht mehr nur von meilenweit menschenleeren Wüsten und der Skelettküste geschwärmt, sondern die „schönen Dinge“ in den Vordergrund gestellt. Aus den Erfahrungen unserer Mittelamerikareise wusste ich, was wirklich zählt: niedliche Tiere, Sonnenuntergänge, Schuhgeschäfte... All dies hat Namibia auch zu bieten. Erdmännchen, junge Zebras, traumhafte Sonnenauf- und -untergänge und zur Not auch Schuhgeschäfte.

Die Anreise

Nun hatte ich das ersehnte „Ja“ zu der Namibiareise - endlich. Die Reiseführer aus dem Jahr 1998 mussten umgehend einer aktuelleren Version weichen und die Planung konnte starten. Wie bereits bei unserem Urlaub in Costa Rica und Nicaragua wollten wir mit einem Mietwagen auf eigene Verantwortung das Land erkunden. Dazu ist es natürlich sinnvoll, sich gut vorzubereiten. Die Auswahl der Reiseroute war recht schnell getroffen, ich hatte mich ja schließlich jahrelang mit dem Thema beschäftigt. Reisezeit war auch klar: gegen Ende der Trockenzeit, um möglichst viele Tiere zu sehen. Bei der Auswahl der jeweiligen Unterkünfte halfen Freunde, die bereits Namibia bereist hatten und natürlich das Internet. Akribisch ermittelte ich die Fahrstrecken zwischen den Lodges. Entfernungen, Straßenbezeichnungen, Beschaffenheit der Fahrbahndecke, Tankstellen, Dauer der Fahrt unter der Berücksichtigung aller verfügbaren Parameter, Sonnenauf- und Sonnenuntergang und vieles mehr. Die so entstandene Exceltabelle ließ sich nur mit kleiner Schrift auf A3 quer ausdrucken.

Jetzt fragen Sie sich: Wann hat der Dirk Haas das den gemacht? Ich kann es Ihnen verraten: sonntags nach 20:15 Uhr während meine Frau den wöchentlichen Tatort genoss.

Mit der ausgedruckten Excelliste begab ich mich dann zum Reisebüro meines Vertrauens hier im Ort. Natürlich hätte ich die Unterkünfte, den Mietwagen und die Flüge auch online buchen können, aber die Profis machen das schneller, besser und wenn überhaupt nur unwesentlich teurer.

Also war es eine lange Reise aus dem Kinderzimmer über lange Nächte der Planung bis es dann endlich soweit war. Die Reisedokumente waren alle angekommen und es wurde Zeit, zu beraten, was alles mit auf die Reise gehen sollte. Neben der mitteleuropäischen Wanderkleidung musste noch der Safarioutlook her: leichte Hemden und Hose. Zu einem Tropenhelm konnte ich mich jedoch nicht entschließen. Meine Kameraausrüstung bekam noch einen Ersatzakku und einige SD-Karten.

Die Koffer wurden gepackt und gewogen, die wichtigsten Dinge mehrmals kontrolliert: Pässe, Tickets, Führerscheine, die Kreditkarte und die dazugehörige Geheimnummer, ganz wichtig.

Der späte Abflugzeitpunkt erlaubte es uns, den Tag in aller Ruhe zu gestalten und uns gegen Abend von unseren Töchtern zu verabschieden. Meine Schwiegermutter brachte uns recht flott zur Abflugebene des Terminals 2 in Frankfurt. Die Formalitäten gingen trotz aller Sicherheitsmaßnahmen zügig von statten. So konnten wir gegen 22:00 Uhr die Boing 777-300 des Flugs EK0048 der Fluggesellschaft Emirates besteigen. Inzwischen war es Nacht über Europa. Bis zu dem Zwischenstopp in Dubai sollte es auch nicht mehr hell werden.

Die Ankunft in Dubai erfolgte um 6:50 Uhr lokaler Zeit. Zuerst legten wir eine größere Entfernung rollend in der Boing zurück, bis der Flieger endlich am Terminal 2 andocken durfte. Da der Weiterflug mit der Flugnummer EK0763 von dem Terminal 3 startete, mussten wir noch eine halbe Flughafenrundfahrt im Bus anschließen. Diese ließ uns im diesigen Sonnenaufgang den Burj Khalifa in einiger Entfernung erblicken.



Die lange Wartezeit von gut drei Stunden ließ einen Frühstückssnack zu. Beahlt wurde in Euro. Das Rückgeld gab es dann in Dirham, der Währung der Vereinigten Arabischen Emirate. Ein kleines Nickerchen war dann auch noch drin.

Der Flug nach Johannesburg ging über die arabische Halbinsel und dann über Afrika. Aus dem Flugzeugfenster sahen wir kahle Gebirgszüge und dürre Steppen. Weiter ging es entlang der ostafrikanischen Küstenlinie, über Sansibar und Mosambique. Bei der Ankunft in Johannesburg war es inzwischen später Nachmittag geworden. Den knapp zweistündigen Aufenthalt bis zum Weiterflug verbrachten wir im Flughafengebäude. Laut Buchungsunterlagen sollte der kurze Flug von Johannesburg nach Windhoek mit einer recht kleinen Embraer erfolgen. Beim Einchecken in Frankfurt stellte sich jedoch, zur Erleichterung von Heike, heraus, dass der Flug SW728 mit einem Airbus A320 durchgeführt werden würde. Über die Lautsprecheranlage erfuhren wir durch eine krächzende Stimme, dass unser Weiterflug erst verspätet Johannesburg verlassen würde. Da die planmäßige Ankunft in Windhoek für 19:25 Uhr angekündigt war, und der Schalter von Hertz Windhoek nur 35 Minuten später schloss, sorgten wir uns, dass wir keinen Mietwagen mehr bekämen. So hatte ich deren Telefonnummer bereits herausgesucht, um die Verspätung durchzugeben, aber dann ging es überraschenderweise noch rechtzeitig mit dem Boarding los.

Nun war es wieder Nacht, jetzt über Afrika. Der kurze Flug war unspektakulär, im Landeanflug auf den internationalen Flughafen Hosea Kutako konnten wir am Boden nur wenige Lichter erblicken. Irgendwo am Ende der Start- und Landebahn wendete der Pilot die Boeing und wir rollten Richtung Flughafengebäude. Keine drei Minuten

dauerte das Rollen über den Taxiway zu der Parkposition. Wie zu erwarteten war, mussten wir die Maschine über eine Treppe verlassen, die rasch heran gerollt wurde. Das Flughafengebäude ähnelt einer deutschen Autobahnraststätte aus den 1980er Jahren, stellte meine Frau Heike fest. Zu Fuß ging es zur Abfertigungshalle. Formalitäten gab es keine größeren zu erledigen, Pass vorzeigen, das ausgefüllte Einreiseformular abgeben und rasch zur Gepäckausgabe. Unsere Koffer hatte ich vor der Reise mit grünem Gaffa-Tape beklebt, so dass wir diese schnell zwischen all den schwarzen Koffern entdecken konnten. Ohne weitere nennenswerte Verzögerung erreichten wir noch rechtzeitig vor Geschäftsschluss den Hertz-Schalter. Eine nette junge Dame nahm meine Daten auf. Wir entschlossen uns, zur Sicherheit ein Navigationsgerät zu mieten. Alle Gebühren, Navimiete und Kaution wurden problemlos per Mastercard bezahlt. Allein das war schon beruhigend. Denn wenn auch in allen Reiseführern die Zahlung per Kreditkarte als unproblematisch beschrieben wurde, hatten wir schon, aufgrund von Erfahrungen aus unserer Mittelamerikareise, eine leichte Anspannung beim Bezahlen.

Auf dem Parkplatz vor dem Flughafengebäude erwartete uns ein Mitarbeiter von Hertz Windhoek und ein recht neuer Toyota Hilux Double Cap Legend 45 mit Hardtop über der Ladefläche. Die wichtigsten Bedienelemente wurden uns gezeigt. Auf der Ladefläche lag ein Rad, ich dachte „Ah das zweite Ersatzrad“, so wie es in allen Reiseführern empfohlen wird. Freudig sagte ich: „Fine, the second -wie heißt noch Ersatzrad?- sparewheel“. Daraufhin wurden wir allerdings aufgeklärt, dass es nur ein Ersatzrad gäbe und dies nur auf der abschließbaren Ladefläche läge, damit es nicht gestohlen werden könne. Darüber nicht gerade erfreut dachte ich mir, obwohl das mathematische völliger Quatsch ist, eine Reifenpanne in

diesem Jahr hatten wir ja bereits im Urlaub auf Rügen, dann ist jetzt erst einmal ein Anderer dran. Zusammen in dunkler Nacht, mit Handy-Lampe bewaffnet, inspizierten wir gemeinsam das Fahrzeug auf etwaige Schäden. Kleine Kratzer waren bereits im Kontrollbogen ordentlich vermerkt und die fehlende Abdeckkappe am Stoßfänger hinten rechts wurde noch nachgetragen. Letztlich bemerkte ich einen Steinschlag an der Windschutzscheibe, nicht nur ein kleiner Punkt sondern eine Absplinterung, die bereits kleine Risse im Glas gebildet hatte. Auch das war bereits im Bogen eingezeichnet. Es beruhigte mich, dass ich somit nicht dafür haftbar gemacht werden könnte, jedoch stellte ich mir die Frage, was passiert, wenn die Scheibe weiter reißt und wo man dann in einem Land mit der Bevölkerungsdichte von 2,5 Menschen pro km² Ersatz her bekommt.

Wir mussten diesen Wagen mit oder ohne Schaden an der Windschutzscheibe nehmen, auch ohne zweites Ersatzrad. Eine andere Wahl hat man nachts am Flughafen in Windhoek leider nicht.

Beim Unterschreiben der Unterlagen im Scheine des Samsung Smartphones der netten Mitarbeiterin von Hertz Windhoek, rutschte ihr das Mobilteil aus der Hand, fiel auf den geteerten Parkplatz und beim Begutachten zeigte das Display eine Spiderapp, also Risse im Glas die an ein Spinnennetz erinnern. Sie überspielte ihren Ärger über das Missgeschick gekonnt und wünschte uns eine schöne Zeit in Namibia, bevor Sie wieder im Flughafengebäude verschwand.

Der Mitarbeiter half uns noch beim Verladen unseres Gepäcks auf der Ladefläche. Mein erster Versuch einzusteigen, um den Wagen zu starten, scheiterte, das Lenkrad und somit auch der Fahrersitz befanden sich hier in

Namibia natürlich rechts. Neu sortiert taste ich mich mit dem Toyota Hilux Double Cap Legend 45 langsam vom Parkplatz des Flughafens. Das mit dem Linksverkehr kannten wir bereits aus England, aber hier war das ganze Cockpit irgendwie seitenverkehrt. Schalthebel links, da musste ich wie in der ersten Fahrstunde bei jedem Schaltvorgang nachdenken. So starteten wir in die Dunkelheit Richtung Windhoek. Vom internationalen Flughafen Hosea Kutako sind es gut 50 Kilometer bis in die Stadt. Am ersten Kreisverkehr, gut auf die richtige Fahrbahnseite achten, links ist klar. Wie rum geht das nochmal hier um die Verkehrsinsel herum? Schalthebel suchen und ordentlich blinken. Anstatt, dass der Blinker blinkte, wischte der Scheibenwischer. Scheibenwischer aus, Blinker an. Wo war noch der Schalthebel? Jedenfalls nicht in der Türtasche. Geschafft - mit ruckelndem Motor im 3ten Gang mit 25km/h den Kreisverkehr wieder in der richtigen Richtung verlassen und das sogar auf der linken Fahrbahnseite. Auf der gut ausgebauten Straße begegnete uns nur selten ein Fahrzeug und die Schlange hinter uns wurde mit wachsendem Selbstvertrauen und steigender Geschwindigkeit auch weiter auseinander gezogen. Immer wenn am Horizont Scheinwerfer auftauchten, lief eine automatische Abfrage durch mein Gehirn: Wo ist links? Fahren wir links? Ist das wirklich links? Dies hat mich bis zum Ende des Urlaubs begleitet.

Windhoek

Es war inzwischen 22 Uhr, in der Ferne erschienen immer mehr Lichter, die Lichter der Stadt, in der fast ein Drittel der gesamten namibischen Bevölkerung wohnt. Der Weg zu unserer ersten Unterkunft war gut zu finden: Klein-Windhoek wenn man reinkommt gleich rechts in die Nelson-Mandela-Avenue und dann bis zum Abzweig in die



Von-Eckenbrecher-Street und da, gleich gut zu sehen, das nächste Eckhaus auf der rechten Seite, The Elegant Guesthouse. Wir fuhren vor das massive Hoftor, welches sich unmittelbar langsam zur Seite rollte. Ein junger Mann begrüßte uns und wies uns einen Parkplatz zwischen zwei weiteren Geländewagen zu.

Er bat uns ins Gebäude und nahm mit einem Lächeln unsere Daten an der Rezeption auf. Die üblichen Informationen, Frühstück ab 7 bis 9 Uhr, Abreise bis 10 Uhr teilte er uns in fließendem Englisch mit. Dann gab er uns die Schlüssel für unser Zimmer und die Haustür. Das Zimmer mit der Nummer 2 lag direkt an einem wunderbaren Innenhof. Als wir durch die große Glastür den Raum betraten, waren wir von der geschmackvollen Einrichtung positiv überrascht.

Der Hausangestellte teilte uns mit, etwas zu essen gäbe es leider nicht mehr, aber er könne Etwas bestellen. Toll, in Windhoek gibt es ein Werbeheft in dem die Speiskarten aller Bringdienste enthalten sind. Das ist praktisch, erhöht aber natürlich die Qual der Wahl. Nach zwei Bestellversuchen gaben wir dann doch auf, wir lernten: Nach 22 Uhr wird nicht mehr ausgeliefert. So blieb es bei einer kleinen Tüte Chips und einer Dose Coke Light.

Obwohl es zwischen Deutschland und Namibia fast keine Zeitverschiebung gibt, so zeigte doch die lange Anreise ihre Auswirkungen. Wir schliefen schnell ein und fest durch bis zum nächsten Morgen. Rechtzeitig klingelte der Wecker des iPhones und unser erster Urlaubstag in Afrika startete mit einer erfrischenden Dusche und einem sehr guten Frühstück. Ein reichhaltiges Buffet, reichlich Müsli und alles, was man aus einem Ei machen kann, zauberte die nette Eierfrau.

Die Koffer wurden danach zügig umgepackt und im Toyota Hilux Double Cap Legend 45 auf der Ladefläche verstaut und das Hardtop verschlossen. Alle Dinge, die wir schnell mal brauchen würden, kamen griffbereit auf die Rückbank. Beim Auschecken, bezahlt wurde wieder per Karte, bedankten wir uns für den guten Service und das schöne Zimmer und teilten mit, dass wir in 17 Tagen wieder vorbeikämen.

Jetzt war es an der Zeit, dass wir uns für die Weiterreise mit der namibischen Währung ausstatteten. Geldautomaten gab es laut Reiseführer in allen größeren Orten. Schnell fanden wir einen ATM, wie diese Geräte sich hier nennen, in der Nähe des Einkaufszentrums im Stadtteil Eros. Wir fühlten uns etwas unsicher, es wird ja immer vor Straßenkriminalität gewarnt. Bei all meiner Planung hatte ich mich nie darum gekümmert, wie denn der etwaige Wechselkurs Euro – Namibia Dollar ist. Der Geldautomat bot Beträge bis 1.500 N\$ an, ich entscheide mich für 1.000,- N\$, ohne den Gegenwert in Euro zu kennen.

Auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums war ausreichend Platz, um den Toyota abzustellen. Während Heike in den Läden nach Wasser, Obst und Taschentüchern suchte, bewachte ich den Wagen. Auch das wurde in der Literatur und im Internet empfohlen. Wir beide hatten uns eine Erkältung mit heftigem Schnupfen eingefangen, 24 Stunden in klimatisierten Flughafengebäuden und Flugzeugen hinterließen Spuren. Daher waren neben dem Wasser die Taschentücher so wichtig. Wasser in zwölf großen Flaschen brachte ein Mitarbeiter vom Getränkeladen und Heike hatte die letzten Papiertaschentücher der Apotheke erworben. Wasser ist in der Trockenheit Namibias ganz wichtig, und noch wichtiger, das weiß man seit dem Erscheinen des Buches Hummeldumm: der Adapter. Der Adapter um die einzigartigen Steckdosen des namibischen

Stromnetzes auf die Anforderungen von europäischen Netzsteckern anzupassen. Das sicher wichtigste Utensil des modernen Namibiareisenden. Für 12,- N\$ bekam ich dieses klotzige, unförmige Teil aus viel billigem Plastik und schlichten Blechkontakten im nächsten Handyshop. Dazu entdeckte ich noch einen Familienpack „Tempos“ im Markt.

Inzwischen war mir klar, dass man mit 1.000,- N\$ nicht sehr weit kommt. Also wand ich mich einem zweiten Geldautomaten zu. Der maximale Auszahlungsbetrag war wiederum mit 1.500 N\$ angegeben, diese Höchstgrenze nutzte ich dann auch aus.

Während Heike mit den Besorgungen beschäftigt war, nutzte ich die Zeit das Tomtom Navigationsgerät einzustellen, Zielort Mariental. Trotzdem war die analoge Routenplanung immer griffbereit. Die Darstellung des Tomtom war gewöhnungsbedürftig. Durch Windhoek, klappte es problemlos, nur einmal hatten wir eine Abzweigung verpasst, was zu einer Runde durch ein Wohngebiet am Stadtrand führte. Die Ampeln stehen hier in Namibia auf der anderen Kreuzungsseite, was durchaus zu Verunsicherung führt, wenn man sich mitten auf der Kreuzung befindet und es vor einem plötzlich knallrot entgegen leuchtet.

Die Hauptverbindungsstraße B2 von Windhoek nach Südafrika war in einem perfekten Zustand. Im Abstand von wenigen Kilometern gab es regelmäßig saubere Rastplätze im Schatten von großen Bäumen und am Straßenrand suchten Familienverbände von Pavianen nach Essbarem.

Nach rund 20 Kilometern erschien in der Ferne eine Polizei-kontrolle. Wer in einem unbekannten Land unterwegs ist, bekommt sofort bei diesem Anblick ein mulmiges

Gefühl. Unser Fahrzeug wurde langsamer, der Befehl dazu kam wohl direkt von dem Sehzentrum zum rechten Fuß. Im Kopf natürlich die Frage: Wo ist links? Fahren wir links? Ist das wirklich links? Das war alles in Ordnung. Ein Tempolimit gab es doch auch nicht? Aber das wäre auch egal gewesen, inzwischen schlichen wir eh nur noch mit knapp 40 km/h auf den einsamen Polizisten zu. Meine rechte Hand fand in der Gesäßtasche meine Hülle mit dem Führerschein und dem Personalausweis und Heike schaute schon im Handschuhfach nach den Fahrzeugpapieren. Wir erreichten den Polizisten im Schnecken-tempo. Das Seitenfenster hatte ich bereits geöffnet und wir grüßten so höflich wie wir konnten. Hätten wir das so in Deutschland getan, wären wir sicher mehrfach auf Drogen durchsucht worden. Der Polizist grüßte uns lächelnd zurück. Anstatt der Ausweispapiere forderte er irgendein Permit. Ich zuckte unwissend mit den Schultern. Er wiederholte seinen Wunsch und ich erwiderte in gebrochenem Englisch, dass ich nichts von einem Permit wisse. Er deutete nach Süden und erklärte in schnellen Worten, die an Englisch erinnerten, etwas mit dem Wort Southafrica und Boarder. Jetzt reimte ich mir zusammen, dass er wohl ein Dokument namens Cross-Boarder-Permit von uns verlangte. Klar der Toyota Hilux Double Cap Legend 45, den wir fuhren hatte ja ein südafrikanisches Nummernschild. Ich fragte Heike, ob irgendwo bei den Fahrzeugpapieren eine entsprechende Genehmigung zur Grenzüberschreitung mit Mietwagen zu finden sei. Nichts dergleichen war in der entsprechenden Plastikmappe. Heike kramte weitere Papiere aus dem Handschuhfach, darunter auch ein Prospekt der Hertz-Autovermietung. Im Werbetext des Flyers kam zumindest das Wort Cross-Boarder-Permit vor. Dem Polizisten war inzwischen anzusehen, dass er es schon bereute, überhaupt gefragt zu haben. Er schaute sich das Prospekt an, blätterte vor und zurück, gab es mir zurück, schüttelte mit etwas verzweifelm Blick den Kopf



und winkte, dass wir weiterfahren sollten. Wir waren uns sehr sicher, dass der Hertz Namibia Flyer nicht das gewünschte Papier war. Innerlich malte ich mir schon aus, was ich bei der Rückgabe unseres Toyotas alles bemängeln würde.

Das Radio lief seit der Abfahrt in Windhoek, zuerst gab es internationale Hits auf mehreren Kanälen, jedoch wurde die Auswahl wurde mit jedem Kilometer geringer. Und nach nicht allzu langer Fahrt blieben nur deutschsprachige Sender mit deutschen Schlagern von Kastelrutern bis Helene Fischer. Zum Glück verfügte das Autoradio sowohl über einen Aux-Eingang als auch über eine Bluetooth-Schnittstelle. So konnte mein iPhone die musikalische Unterhaltung übernehmen.

Auf der langen Strecke Richtung Rehoboth und Kalkrand die immer nur geradeaus führte, fing ich an, die verschiedenen Knöpfe und Hebel des Toyotas zu inspizieren. Der Boardcomputer war umständlichen zu bedienen, da er nur über eine Taste verfügte, musste man für jede Änderung der Anzeige durchs ganze Menü steppen. Aber immerhin gab es auch eine Anzeige für die Reichweite des Tankinhaltes. Das Bedienelement für die elektrischen Außenspiegel fand ich direkt neben meinem rechten Knie. Dieses war für einen normalgewachsenen Mitteleuropäer nur in einer unnatürlichen Körperhaltung erreichbar. Dass die Scheibenwischer funktionierten, hatte ich bereits mehrfach unbeabsichtigt beim Abbiegen getestet. Hin und wieder schenkte ich meine Aufmerksamkeit dem spinnenartigen Steinschlag. Manchmal überkam mich das Gefühl, dass er größer würde, aber Heike beruhigt mich, sie sah keinerlei Veränderung. Mein Blick erhaschte dabei auch einen recht großen Aufkleber auf der linken Seite der Windschutzscheibe. Dieser sah sehr amtlich aus. Spiegelschriftlich war darauf zu lesen: „Cross Boarder Permit“.

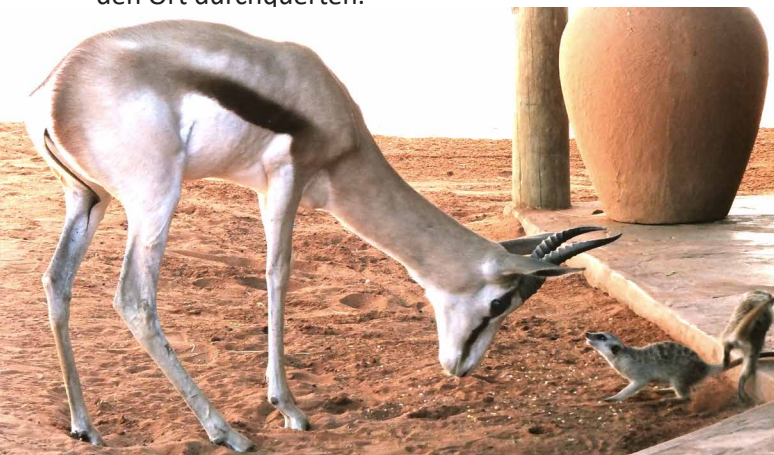
Bagatelle Kalahari Game Ranch

Die gut ausgebaute Strecke in Richtung Süden ließ sich zügig befahren. Ab und an galt es, einen LKW zu überholen und dann war wieder kilometerweit kein Fahrzeug zu sehen. Die B1 führte am Rand der Stadt Rehoboth vorbei, so dass wir nicht viel von diesem wirtschaftlichen Zentrum der Region Hardap mitbekamen. Einige Kilometer weiter südlich überquert die überregional bedeutsame Straße den Wendekreis des Steinbocks. Ein aus der Entfernung bereits gut sichtbares Schild mit der Aufschrift „Tropic of Capricorn“ zwingt einen förmlich zu einem Fotostopp. So hielten auch wir an diesem geografisch-astrologisch wichtigen Punkt. Seitdem unsere Töchter in einem Alter waren, in dem sie nur mit Lockmitteln ihre Zimmern verließen, hatte ich mich mit dem Thema Geocaching beschäftigt. Die Worte Spaziergang und Wanderung galten als völlig verpönt, während Canyoning



und Geocaching geeignet waren, die pubertierenden Damen aus dem Haus zu locken. Beim Geocachen geht es darum, versteckte „Schätze“ zu finden. Kurz gesagt: Geocaching ist die moderne Schnitzeljagd für Menschen der Gattung Homo Nerd, die sonst keinen Grund hätten, ihre umfassend digital vernetzte Wohn- und Arbeitswelt zu verlassen. Die Geodaten dieser Caches findet man im Internet. Solch eine Schatztruhe in Form einer kleinen Plastikdose war auch just an diesem Hinweisschild versteckt. Dies hatte ich bereits bei der Planung der Reise ermittelt und mein iPhone entsprechend vorbereitet. Nachdem die Luft rein war, was einige Zeit dauerte, da fast jedes vorbeifahrende Fahrzeug anhielt um ein Urlaubsfoto zu schießen, war das Logbuch schnell gefunden. Ich trug unseren Besuch in das Logbuch des Caches ein und tippte den Log in das iPhone. Das obligatorische Foto mit dem Hinweisschild im Hintergrund haben wir dann auch noch geschossen.

Nach dieser Pause ging es weiter nach Kalkrand. Ein Ort, der bereits kurz nach Windhoek auf den Wegweisern erscheint, aber eigentlich hauptsächlich aus einer Tankstelle und einem Kiosk besteht. Dementsprechend hatten wir Kalkrand als Dorf gar nicht wahrgenommen, als wir den Ort durchquerten.



Mariental kam immer näher. Ein Wegweiser, der auf den Hardap Stausee hinwies, zeigte uns, dass in wenigen Kilometern der Abzweig auf die C20 kommen würde. Am Straßenrand standen bereits Werbetafeln der Kalahari Anib Lodge und auch der Bagatelle Kalahari Game Ranch, unserer nächsten Unterkunft. Die Einmündung der C20 war also sehr gut zu finden und diese Straße hatte zu meiner Freude noch immer eine geteerte Fahrbahndecke. Wie gewohnt zog sich die C20 schnurstracks durch die Halbwüste. Nach nicht allzu weiter Fahrt wies ein großes Schild auf die Bagatelle Kalahari Game Ranch hin. Wir bogen ab auf die D1268. Von hier an war es dann eine Sandpiste, die es zu meistern galt. Besonders das Kurvenverhalten des Toyota Pickups war nun gewöhnungsbedürftig. Spurrillen haben hier in Namibia andere Dimensionen wie auf ausgefahrenen deutschen Autobahnen.

Entfernt sahen wir die ersten Giraffen und Strauße zwischen dürren Sträuchern und Bäumen. Allein dieser Anblick führte bei uns zu einer Art Glücksgefühl. Jetzt fühlten wir uns so richtig „Afrika“, die Zäune um die savannenartigen riesigen Gebiete übersahen wir dabei einfach. Am Eingangsportal öffnete uns ein Mitarbeiter das Tor und prüfte in einer Liste, ob wir eine Reservierung hatten. Mit einem Lächeln wies er uns den Weg in Richtung der Lodge. Die Fahrbahnen bestanden nunmehr aus vier tief in den Sand gewühlten Spuren, somit konnte man die Unterkunft sicher nicht verfehlen. Bereits nach wenigen Metern war es jedoch mit dem Vortrieb fast vorbei. Der kleine Hebel neben dem Schaltknopf war die Lösung in diesem Fall. Die Motorkraft auf alle vier Räder verteilt und weiter ging es.

Vor dem Hauptgebäude befand sich ein Parkplatz aus rotem Sand. Dieser war so akkurat frisch gereicht, dass ich mich kaum traute, die Fläche zu befahren. Wir betraten



das einstige Herrenhaus, welches im landestypischen, kolonialen Stil erbaut worden war. Das gesamte Erdgeschoss war ausgeschmückt mit afrikanischer Kunst, Tierplastiken, Kunsthandwerk und tollen Bildern. Ein Shop mit all dem was ein Tourist in Namibia benötigt, meint zu benötigen oder als Mitbringsel für die Daheimgebliebenen braucht, gab es ebenfalls. An der Rezeption wurden wir freundlich empfangen, unsere Daten aufgenommen und wie immer mit den wichtigsten Informationen versorgt. Bei der Planung der Reise hatte ich bereits die hier zusätzlich buchbaren Aktivitäten rausgesucht. Wir ließen uns kurz erklären, welche der Aktionen wann stattfanden und was empfehlenswert wäre.



Nach vier Stunden Anreise machte sich bei mir der Hunger breit. Wir konnten glücklicherweise auch außerhalb der regulären Öffnungszeiten die Dienste der Küche in Anspruch nehmen und damit bekam Heike einen Big Lemon Tee und ich eine Coke light, dazu ließen wir uns jeweils ein Sandwich schmecken. So gestärkt konnte unsere Unterkunft für die nächsten zwei Tage bezogen werden. Anstatt einem Zimmer mit Nummer hatten wir ein etwas abseits liegendes Chalet mit dem Namen Sunset.

Für den Toyota gab es direkt neben unserem Häuschen einen Parkplatz, so mussten wir die Koffer nur von der Ladefläche auf die Veranda heben. Vor eben dieser Veranda grasten in etwas Entfernung einige Springböcke. Das Chalet bestand aus einem großen Raum mit zwei Doppelbetten, eins davon mit Moskitonetz, und einem

schicken Badezimmer. Eine Klimaanlage sowie ein Deckenventilator standen zur Verfügung und sorgten bei Bedarf für eine angenehme Temperatur.

Beim Einchecken hatten wir bereits einen Blick vom offenen aber überdachten Restaurantbereich auf den Pool geworfen. Dieser war nun unser Ziel.

Im Bereich der Lodge gab es einige mehr oder weniger zahme Tiere. Beispielsweise Dankie der Springbock, der alle Männer mit seinen spitzen Hörnern anschubste und daher Stücke eines Gartenschlauches auf die Hörner gezogen bekommen hatte. Aber auch Elenantilopen, die mit ihrer Gelassenheit umher schritten, die sich jedoch, wenn sie auf einen zukamen, durchaus Respekt verschafften. Erdhörnchen, die flink zwischen den Büschen huschten, Gelbe Mangusten auf der Jagd nach Essbarem, Familien von Perlhühnern und rote Libellen, die sich am Rand des Pools sonnten.

Zur Kaffeezeit gab es dann eine besondere Überraschung. Die frühere Inhaberin der Lodge, die Oma der Familie, war mit einem Katzentransportkäfig ins Restaurant gekommen. In diesem befand sich das Erdmännchen Sebastian mit seinen drei halbwüchsigen Kindern. Schnell traute sich Sebastian aus dem sicheren Käfig, seine Zöglinge folgten äußerst vorsichtig. Bei jeder schnellen Bewegung von einem der anwesenden Touristen oder einem lauten Geräusch flüchteten sie zurück in die Kiste. Diese Scheu legte sich nach und nach und es dauerte nicht lang, dann wurde Allen klar, dass die Erdmännchen allerlei Unsinn im Kopf hatten.

Auf dem Gelände der Lodge lebte auch ein männlicher Pfau. Zu diesem Zeitpunkt stolzierte er durch den mit rotem Sand hergerichteten Innenhof. Seinen prächtigen Schwanz schleifte er über den Boden hinter sich. Das

fanden die jungen Erdmännchen äußerst spannend. So schlichen sie sich nacheinander von hinten an den Pfau heran, sprangen auf dessen Schwanzfedern und ließen sich wie Surfer über den sandigen Hof ziehen. Dem Pfau war sein Missfallen deutlich anzumerken. Nach einigen Abwehrversuchen setzte er sich schließlich etwas entfernt auf eine Mauer, entstaubte sein Federkleid und präsentierte sein Rad.



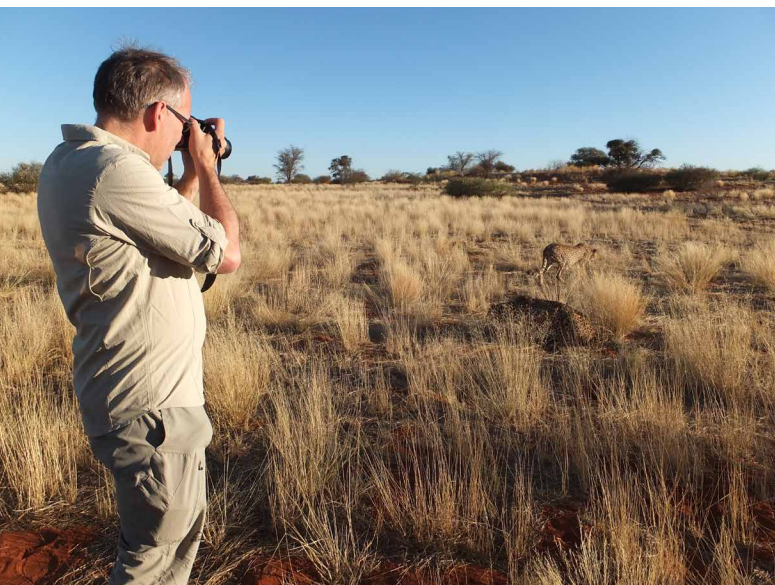
Schnell hatte die Dreierbande ein neues Opfer gefunden. Neben Dankie gab es noch einen weiteren handaufgezogenen Springbock. Dieser wurde nun so heftig attackiert, dass dieser mit gesenktem Kopf seine Hörner zur Abwehr einsetzen musste. Aber die drei flinken Erdmännchen wuselten so umher, dass letztendlich auch der Springbock das Weite suchte. Sebastian war sich seiner Chefrolle bewusst und markierte sein Revier. Stuhl- und Tischbeine aber auch die Sandalen von Heike und mir waren dafür geeignet. Erstaunlich war, wie schnell diese Mangustenart tiefe Höhlen in den Boden scharrt. Daher stammte sicher auch die ursprüngliche deutsche Bezeichnung Scharrtier. Wir bekamen dazu erklärt, dass die kleinen Raubtiere so auf Raubzüge nach Skorpionen, deren Lieblingsgericht, gingen. Wir wurden darauf hingewiesen, dass obwohl diese Erdmännchenfamilie in Obhut der

Farmer aufwuchs, sie mit ihren spitzen Zähnen, wenn man sie ärgert, schmerzhaft Wunden hinterlassen können. Dieser Hinweis erfolgte allerdings erst, nachdem Heike eines der Jungtiere auf dem Arm hatte. Wer weiß, ob Heike dies sonst so entspannt gemacht hätte.

Für den späten Nachmittag hatten wir die Gepardenfütterung mit anschließendem Sundowner gebucht. Zwei offene Geländewagen brachten uns Touristen zu Etosha, Tuano und Rolf. Die drei Geparde wurden als Waisenkinder gefunden und hier großgezogen. Halbwild in einem riesigen Gehege waren sie auf die Zufütterung angewiesen. Wir hatten das Glück, dass unserer Fahrer deutlich vor dem anderen Geländewagen bei den Geparden ankam. Durch zwei Tore fuhren wir in den umzäunten Bereich. Sicher hatten die Geparde den Geländewagen bereits aus der Entfernung gehört und so sahen wir diese gemächlich auf die Stelle hin trotten, an der sie wohl immer gefüttert wurden. In einer Kühlbox waren einige beachtliche Fleischbrocken gelagert, die der Fahrer neben den Landrover hin warf. Jetzt zeigten uns die Geparde, was Beschleunigung heißt. Aus ihrem gemächlichen dahin trotten wurde blitzartig ein kurzer Sprint. Als geklärt war, dass jeder Gepard etwas von dem Abendmahl abbekommt, wurden wir vom Fahrer aufgefordert, den Landrover zu verlassen und näher an die Raubkatzen heran zu kommen. Zum Glück sind die Speichermöglichkeiten der heutigen Fotokameras nahezu unbegrenzt. Geparden beim Fressen aus allen Perspektiven galt es abzulichten. Aber auch eine vorwitzige, flinke Manguste klaute sich ihren Anteil am Abendessen. „Sehr mutig“, dachte ich mir. Inzwischen war auch der zweite Geländewagen eingetroffen. Für dessen Insassen bot sich ein weitaus beschaulicheres Bild. Sie mussten sich damit begnügen, wegtrottende Geparde, mit Fleischbrocken im mit messerscharfen Reiszähnen versehenen Maul, zu fotografieren.



Nun ging es weiter zum Sundowner. Auf einer roten Sanddüne unter einem beachtlichen Weibervogelnest hielt der Landrover. Ein weiterer Geländewagen war bereits mit Servicepersonal vor Ort. Auf einem Tisch präsentierte man uns eine große Auswahl an Getränken und so warteten wir mit einer Cola light und einem Windhoek Lager auf den Sonnenuntergang. Nach und nach gesellten sich noch ein paar Reiter und die Touristen aus dem zweiten Landrover zu uns. Die Sonne verschwand, wie in diesen Regionen üblich, recht schnell hinter dem Horizont und wir begaben uns auf den Rückweg zur Lodge.



Für das Abendessen waren die Tische bereits eingedeckt. Bei Kerzenlicht im halboffenen Restaurantbereich bot sich uns eine gemütliche Atmosphäre. Mit Springbock-Carpaccio oder Grilled Tiger Prawns startete das Menu. Als Hauptgang wurden Oryx-Steaks, Roast Chicken und Kalahari Lamb Chops mit Beilagen die es auch in Deutschland geben würde, gereicht. Eine leckere Creme Brûlée schloss das Mahl ab.

Dankie, der Springbock mit Gummipuffer auf den Hörnern, besuchte zwischendurch die genüsslich essenden Gäste an den Tischen. Gut, dass er die Speisekarte nicht lesen konnte. Wir hatten schon ein wenig Schuldgefühle, wenn wir Dankies Artgenossen so verspeisten.

Zum Abschluss des Tages hatten wir noch Night Game Drive gebucht. Es war uns bewusst, dass die Temperatur sinken würde und so zogen wir über das Safarioutfit noch unsere Jacken. Als wir um 21:00 Uhr starteten, war bereits völlige Dunkelheit eingetreten. Im Schein des Suchscheinwerfers sahen wir einen Schakal oder Fuchs vor uns die Piste queren. Die Fahrt ging durch das Haupttor der Ranch über die öffentliche Straße in das gegenüberliegende Areal. Die Kälte der nächtlichen Kalahari kam schneller und heftiger als erwartet. Auf dem offenen Landrover wurde es immer ungemütlicher. Der Lichtkegel des Suchscheinwerfers huschte unmotiviert durch die strauchige Landschaft. Ab und zu blitzte dessen Widerschein in den Augen von Tieren auf, zumeist waren es Oryxantilopen oder Springböcke. Der Fahrer absolvierte seinen Kurs stoisch. Der Höhepunkt des Night Game Drive war ein etwas abseits der Piste liegendes Straußennest. Im Scheinwerferlicht sahen wir einen brütenden Straußmann. Dieser harmonische Anblick war unserem Fahrer jedoch nicht aufregend genug und so fuhr er dichter an das Nest heran, soweit bis das brütende Männchen irritiert die Flucht ergriff. So aufgescheucht konnten wir die frisch geschlüpften Jungen und bebrüteten Eier sehen. Als der Fahrer danach die Fahrt fortführte, waren wir sehr erleichtert. Zu einem konnten die Straußenkinder wieder unter das wärmende Gefieder ihres Vaters und zum anderen waren wir froh, dass es für uns zurück zu unserem warmen Chalet ging.

Für den nächsten Morgen hatten wir unterschiedliche Aktivitäten gebucht. Da ich keine wirklich Freundschaft mit Pferden pflege, war ein Ausritt für mich nicht erstrebenswert. Heike wiederum reizte ein Ritt durch die Dünenlandschaft der Kalahari. So kam es, dass ich mir von den Ureinwohnern, den San, deren Lebensweisen zeigen lassen wollte.



Bei der Buchung des Tagesprogramms gab es schon Unstimmigkeiten mit der Uhrzeit, zu der der Bushmanwalk starten sollte. Nach meiner Interpretation des hiesigen Englisch würden der Ausritt und die Wanderung zur gleich Zeit, nämlich um 8:00 Uhr, starten. Im Prospekt war es anders angegeben, danach hätte ich mich bereits um 7:30 Uhr an dem Haupthaus einfinden müssen. Irgendwann gegen 7:45 Uhr tauchte eine Frau vom Serviceteam auf und fragte, ob ich den Bushmanwalk gebucht hätte. Ich bejahte die Frage und fragte zurück, ob wir sofort los müssten, dies wurde jedoch verneint. Als kurz darauf noch jemand vorbei kam, wurde uns bewusst,

dass die Infos im Prospekt wohl stimmten. Rasch machte ich mich mit schnellen Schritten auf den Weg. Die vier San warteten bereits zusammen mit weiteren Touristen auf mein Erscheinen. Zum Glück konnte ich nur wenige der jetzt angesagten Sprüche von wegen deutscher Pünktlichkeit verstehen.

Zu Fuß ging es durch den Sand. Die nur mit einem Lendenschurz aus Leder bekleideten Buschmänner hielten an diversen Büschen und erklärten uns deren Heilwirkung oder Nutzbarkeit. Von Aspirin bis Zahnbürste war alles in der Kalaharivegetation verfügbar. Wir bekamen erklärt, wie man eine Falle zum Fangen eines Vogel Strauß baut und was die San alles aus dem erlegten Tier gewinnen. Der größte Laufvogel der Erde stellt die Lebensgrundlage der Eingeborenen dar, wenn diese noch in ihrer ursprünglichen Lebensform in der Kalahari abseits von jeglicher Zivilisation leben. Viele der Tricks der San kommen in dem Film „Die Götter müssen verrückt sein“, bei dem eine Cola-Flasche aus einem Flugzeug geworfen wird und in der Kalahari landet, vor und sorgen seit dem Erscheinen des Films in 1984 für Erstaunen und Vergnügen bei den zumeist „zivilisierten“ Zuschauern.

Aus der Entfernung sah ich Heike in einer Dreiergruppe galoppierend durch den roten Sand der Kalahari reiten. Unsere Führer zeigten uns indes die Abdrücke verschiedener Wüstenbewohner und führten uns anschließend zu einem Lager mit einfachsten Hütten. Hier lebten die San mit ihrer Familie. Wir erfuhren, dass sie eigens für die Touristen aus ihrem Siedlungsgebiet an der Grenze zu Botswana hierher kamen, um so etwas für den Lebensunterhalt zu verdienen. Angeboten wurden verschiedenste kunsthandwerkliche Dinge, die der Rest der Familie hier im Schatten einiger größerer Bäume anfertigte.



Zeitgleich mit unserer Gruppe kam auch Heike vom Horsebackriding zurück zur Lodge. Heike hatte das Vergnügen, alleine mit zwei jungen deutschen Frauen, die hier jobbten, auf dem Rücken eines Schimmels die Wüste zu durchreiten. So erlebte sie die Begegnung mit Strauß, Orxy und Springbock aus einer anderen Perspektive. Zusammen brachten wir die Pferde in deren Stallung, um anschließend reichlich zu frühstücken.

Der frühe Programmstart und die zunehmend heißen Temperaturen lockten uns zum chillen an den Pool. Heike war in ihr Buch vertieft, während ich mich, nach einiger Zeit im Liegestuhl, aufmachte, etwas rumzulatschen, wie der Namibianer sagt. Es gab ja auch einiges zu fotografieren: die bereits erwähnten Elen, die größten Tiere aus der Familie der Antilopen, Perlhühner, eine Straußenfamilie die vorbei zog, die Anlagen zur Wasserversorgung und meine Frau entspannt sonnend am Pool.

Unser Weg zum Chalet führte üblicherweise durch das Empfangsgebäude mit dem Touristenshop. Hier gab es die Gelegenheit, Ansichtskarten zu erwerben. Der Auswahlprozess brauchte seine Zeit, aber davon hatten wir ja reichlich, so dass es auch noch zum Erwerb eines schicken Hutes für Heike reichte.

Der Tag wurde wieder mit einem reichhaltigen Abendessen abgerundet. Elensteaks und Kudufrickadellen galt es zu genießen.

Am nächsten Morgen wurden die Koffer für die Abreise gepackt. Ausgiebig gefrühstückt hatten wir, um anschließend auszuchecken. Das Rechnen war nicht die Stärke der Dame an der Rezeption. Trotz Taschenrechner klappte es nur sehr zögerlich und zuerst mit einem Ergebnis, mit dem ich nicht zufrieden war. Letztlich funktionierte es dann doch und meine Kreditkarte wurde entsprechend belastet.

Auf dem Weg zu unserem Wagen sahen wir drei Straußenmänner mit Jungen, die sich anschickten, unseren Pfad zu kreuzen. Wie es Murphy in seinem Gesetz beschreibt, war ich wieder ohne Kamera unterwegs. Also lief ich zügig zu unserem Chalet, holte meine Pentax und verfolgte die Strauße für einige schöne Fotos.

Den Toyota hatten wir bereits mit den Koffern, Taschen und Rucksäcken beladen und so kontrollierten wir ein letztes Mal, ob nichts mehr im Chalet zurückgeblieben war. Mit Entsetzen musste ich feststellen, dass mein Handy fehlte. Fast panisch durchsuchten wir wieder und wieder die Räumlichkeiten. Weder in oder auf den Möbeln noch im Badezimmer wurden wir fündig. Die Putzfrauen, die gerade eintrafen, um das Zimmer für die nächsten Touristen herzurichten, wurden befragt, der Weg zum Restaurant und der Frühstückstisch abgesucht, nichts, keine Spur von dem Mobiltelefon. Das Bluetooth im Toyota zeigt auch kein gekoppeltes iPhone. Die Strecke, auf der ich die Strauße verfolgt hatte, um noch ein paar Fotos von den Küken zu erhaschen, habe ich noch zweimal abgelaufen, nichts, das Applegerät war absolut nicht auffindbar. Die Stimmung bei mir war schwer angeschlagen.







Maltahöhe

Ohne iPhone, deutlich genervt machten wir uns auf den Weg Richtung Westen. Der Versuch, das Navi so zu programmieren, dass es uns den Weg nach Sesriem anzeigt scheiterte. Das Tomtom verweigerte partout die Eingabe des Zielortes und behauptete, wir wären irgendwo in der Republik Südafrika.

Auch ohne technische Navigationshilfen erreichten wir die Tankstelle am Abzweig der Umgehungsstraße von Mariental. Von hier aus zeigten die Wegweiser Richtung Maltahöhe, unserem nächsten Ziel. Ich folgte dem Hinweis in allen Reiseführern, jede Tankstelle zu nutzen. Neben der Aufnahme von Treibstoff nutzten wir auch die Gelegenheit, die Toilette aufzusuchen. Weiter ging die Fahrt auf geteilter Straße, der Ärger über den Verlust des multifunktionalen Gerätes, welches in früheren Zeiten ein Funktelefon gewesen wäre, lies keine gute Stimmung bei mir zu. Selbst Heike, die sich sonst regelmäßig über das ständige Rumgefummel am Handy ärgert, vermisste dieses. Liebend gerne hätte sie auf die angebotene musikalische Unterhaltung aus dem afrikanischen Äther verzichtet.

Das Programmangebot des Radios reduzierte sich zusehens, bereits nach wenigen Kilometern gab es nur noch einen Sender zu empfangen. Darin lief eine umfangreiche Reportage über das namibische Gesundheitssystem, einem Kongress zur Verbesserung der medizinischen Versorgung im ländlichen Raum und die Bekämpfung der sich weiter ausbreitenden Tuberkulose. Bis dann auch dieser Sender mit einem leichten Rauschen verstummte. Am Straßenrand grasten, soweit man die Aufnahme von dürrer Gestrüpp grasen nennen kann, verwilderte Pferde. Diese Wüstenpferde sind Nachkommen der

entflohenen Vierbeiner aus der deutschen Kolonialzeit. Über die Jahrzehnte haben diese sich den hiesigen klimatischen Gegebenheiten angepasst.

Maltahöhe war die einzige Ansammlung von Häusern zwischen Mariental und Sesriem am Rande der Namibwüste. Auf jeder Namibiakarte ist der Ort eingezeichnet, obwohl Maltahöhe mit rund 6.000 Einwohnern nicht einmal halb so groß wie Buseck ist. Beachtung fanden die moderne Kirche und ein lustig gestalteter Vorgarten. Wir durchkreuzten die Stadt noch ein zweites Mal, ohne eine nennenswerte Attraktion zu entdecken.

Eigentlich wollte ich hier einen weiteren Geocache suchen und finden. Aber ohne mein iPhone, dem Schweizer Messer der Kommunikationstechnik, konnte auch das nicht stattfinden: keine abgespeicherten Karten, keine GPS-Koordinaten, kein Cache. Meine Stimmung wurde nicht besser. Direkt am Ortsausgang stand ein Laden mit Café, den wir für eine Rast nutzten. Hier gab es so ziemlich alles, was ein Farmer in dieser Region benötigt. Die Inhaber waren, wie so oft in diesem Land, deutschstämmig. Wir bestellten Sandwichs und etwas zum Trinken. Während die Frau hinter dem Verkaufstresen das Weißbrot schmierte, sahen wir uns im Laden um. Die Deko bestand aus bemalten Tafeln und Tellern mit mehr oder weniger lustigen Sprüchen in Afrikaans, Englisch und überwiegend Deutsch.

Hier am Ortsende von Maltahöhe endet auch die gut ausgebaute, geteerte Landstraße C19 und so ging die Reise nun über eine Schotterpiste weiter Richtung Westen. Weit und breit keine Kreuzungen und Kreisverkehre, somit stand der erste Fahrerwechsel an. Auf den nächsten 200 Kilometer konnte sich Heike an den Linksverkehr mit einem Rechtslenker gewöhnen.



Die Weideflächen rechts und links der Straße waren mit hohen Zäunen abgegrenzt. Am Straßenrand standen ab und an Hinweise mit der Warnung „Achtung Kudu kreuzen“. Und tatsächlich, von links kam ein kapitaler Kudu, der mit einem mächtigen Sprung den mannshohen Weidezaun ganz unangestrengt überwand, mit wenigen weiten Sprüngen die Fahrbahn überquerte, um dann mit einem weiteren hohen, elegantem Sprung die gegenüberliegende Weidefläche zu erreichen. Die Landschaft ändert sich nun zusehends und es wurde deutlich bergiger.

Während Heike den Toyota über die steinige Piste lenkte, blättere ich in Karten und meinen Aufzeichnungen. Wir kamen schneller voran als gedacht, daher schlug ich vor, einen kleinen Umweg durch das Namib Rand-Naturreiservat zu machen. Das Gebiet am Rande des Naukluftgebirges wurde 1984 von einem Geschäftsmann erworben. Damals mussten einige Rinderfarmen aufgegeben werden. Eine Dürreperiode und die zunehmende Verbuschung der riesigen Weideflächen machten die wirtschaftliche Erzeugung von Rindfleisch unmöglich. Inzwischen, durch weitere Geländezukäufe erweitert, ist das streng geschützte Areal das größte private Schutzgebiet in Namibia.

Der passende Abzweig auf die D827 war gut zu finden, ordentliche Beschilderungen und Kilometerangaben machten das Navigieren leicht. Selten kamen wir an Höfen vorbei, die zumeist weit ab von den Hauptstraßen lagen. Viele der Farmer boten Übernachtungsmöglichkeiten an. Die Namen der Inhaber aber auch der Farmen ließen sehr oft auf deutsche Wurzeln schließen: so zum Beispiel der Adlerhorst.

Pech gehabt 1

Als wir in das Namib Rand-Naturreiservat einfuhren, fiel zuerst auf, dass hier keine Zäune entlang der Straße stehen. Gut erkennen ließ sich aber, an welcher Stelle einst die Zäune, die die Wege der Wildtiere unterbrachen, standen. Wie auf einer Perlenkette liegen dort die Steine, die einst den Zaun am Boden fixierten.

In der Ferne sahen wir verlassene Gebäude und die Berge des Naukluftgebirges. Auf den weiten Ebenen streiften in flirrender Luft Gruppen von Oryx Antilopen. Heike stoppte, schließlich hatten wir bisher noch keine Gruppen von diesen graziösen Tieren gesehen und ich konnte endlich mein neu erworbenes Teleobjektiv in Einsatz bringen. Die Temperatur außerhalb des klimatisierten Wagens war der Landschaft entsprechend sehr warm. Nach der kurzen Pause setzten wir unsere Reise in nördliche Richtung fort.



Das monotone Geräusch des Pick-ups auf der Wellblechpiste hatte sich irgendwie verändert. Andere Körnung des Schotters, tiefere Querrillen oder Reifenpanne? Nach kurzer Überlegung entschied ich mich, Heike zu bitten anzuhalten, um nach den Reifen zu schauen. Sie hatte wohl gerade die gleiche Überlegung angestellt und verlangsamte die Fahrt, bevor ich meinen Satz zu Ende bringen konnte. Jawohl, ein Blick zu dem Rad hinten auf meiner Seite bewies, dass das, was ich in der Schule über Wahrscheinlichkeitsrechnung gelehrt bekommen hatte, stimmt. Jedes Ereignis folgt erneut den Regeln der Stochastik. Wer noch nie beim Lotto gewonnen hat, hat keine höhere Chance wie der, der am letzten Wochenende den Jackpot leer geräumt hat. Wer im Sommerurlaub bereits einen platten Reifen hatte, kann auch einen im Herbst bekommen.

Der gesamte Reifen war in Fetzen, Lauffläche und Seitenwände hingen in Stücken an dem Wulst, der den Reifen auf der Felge hielt.

Wo das Ersatzrad lag war klar: auf der Ladefläche bei den Koffern und den Wasserflaschen. Heckklappe auf und ich war sichtlich überrascht. Neben den aufgezählten Dingen fand ich auf der Ladefläche eine nicht unerhebliche Menge an Sand und Staub. Das Hardtop war wohl nicht gerade dicht. Die Koffer zur Seite und das Reserverad rausgeholt. Der Wagenheber befand sich unter der Rücksitzbank. Darauf lagen jedoch die Fotoausrüstung und der Rucksack mit all dem was man so brauchen könnte inklusive der vier Reiseführer und dem Proviant. Die nächste Frage, die sich mir stellte war: Wie funktioniert der Wagenheber? Äußerlich ähnelt er dem eines Hydraulischen, den man hochpumpt, so wie bei einem Mercedes Sprinter. Dazu gehören vier Metallrohre, die man wohl zu Einem zusammenstecken muss. Bei näherem Betrachten

wurde klar, nicht pumpen sondern ganz trivial kurbeln, so lässt sich der Stempel ausfahren. Und ein Bildchen auf dem Gerät zeigt auch, dass der Wagenheber unter dem Achsschenkel angesetzt werden soll. Da wurde mir auch klar, warum das vierteilige Rohr so lang sein muss. Trotz der beachtlichen Länge musste ich, halb unter dem Wagen liegend das Fahrzeug anheben.

Das Rad war schnell gewechselt und wieder erlag ich der Fehlannahme, dass meine Mathelehrer mit ihren Aussagen zur Statistik niemals recht hatten. Lediglich Heike stellte die Überlegung an, was denn wäre, wenn jetzt die Luft noch einen Reifen verlassen würde. Den Gedanken wollte ich nicht verfolgen, warf dann doch einen Blick in die Karte, um festzustellen, dass es in Sesriem, direkt am Eingang zum Sossusvlei, eine Tankstelle gibt. Meine Erfahrungen aus der Reifenpanne auf Rügen trübten die bereits durch den Verlust des Handys schlechte Stimmungslage weiter. Damals war es eine verdeckte Bordsteinkante, die meinem rechten Vorderrad inklusive der Felge den Garaus machte. Das an einem Samstagnachmittag in einem Land mit der 100fachen Bevölkerungsdichte und einer beispielhaften Infrastruktur. Weder Rad noch passende Felge waren auf Rügen oder gar in ganz MeckPom zu erhalten. Wir hätten bis Mittwoch auf die passenden Teile warten müssen, um wieder mit unserem Opel Insignia die Heimreise antreten zu können. Auf Rügen entschieden wir uns, einen Mietwagen zu nehmen, um zurück nach Buseck zu fahren. So konnten meine Töchter und Heike pünktlich ihren Verpflichtungen nachkommen. Ich lud damals nach vielen Stunden Stau auf der Autobahn in Buseck angekommen meine Familie aus dem Mietwagen aus und die Winterreifen ein und machte mich postwendend auf den Weg zurück nach Rügen, um letztendlich auf Winterreifen nach 30 Stunden und 2260 gefahrenen Kilometern zu Hause zu sein.



Wie würde das wohl in Sesriem sein? Sesriem - ein Ort mit sechs oder sieben Häusern und weit ab von jeder Stadt.

Sossus Dessert Lodge

Bereits aus der Ferne konnte man die lang ersehnte Tankstelle erkennen. Sie lag direkt vor der Einfahrt in das Nationalparkgelände und zu meiner Überraschung gab es eine zweite Tankstelle auf der anderen Seite des Zauns. Heike informierte Hertz Windhoek über unsere Reifenpanne. Ein Herr Bock nahm den Vorgang auf und gab die Freigabe, einen neuen Reifen zu kaufen.

Wir hatten bei der Planung der Rundreise eine Lodge innerhalb des Parks ausgesucht. Der Vorteil dieser staatlich geführten Lodge ist, dass man sich bereits vor der Öffnung der äußeren Parktore, die zum Zeitpunkt des Sonnenaufgangs erfolgt, auf die Fahrt zu den berühmten Dünen machen kann. Schließlich sind es von dort noch rund 50 Kilometer bis zum Sossusvlei.

Ein mächtiges Gebäude stand direkt am Eingangstor. Hier waren das Infocenter und die Gastronomie untergebracht. Dort zahlten wir den Eintritt in Höhe von 340,- N\$ für den Nationalpark für die nächsten zwei Tage.

Während Heike einen Latte Macchiato zu sich nahm, fuhr ich die wenigen Meter bis zur Tankstelle. Die beiden Bediensteten erklärten mir, Reifenpanne kein Problem, könnten sie reparieren. Als sie jedoch mit erstaunten Blicken den Zustand des ehemaligen Hinterreifens erkannten, wurde ihnen klar, dass es nichts mehr an dem Gummi zu reparieren gab. Einen Reifen mit den passenden Dimensionen 265/65R17 hatten sie leider nicht auf Lager. „Zwei Nächte sind wir hier, bekommen Sie einen Reifen bis dahin geliefert?“, fragte ich. Ungläubige Augen

musterten mich von oben bis unten, als wäre die Frage völlig absurd. Der, welcher der Chef zu sein schien, sagte zu mir: „Warten sie kurz, ich frage bei Helena von der Tankstelle gegenüber, die haben sicher ein passendes Modell auf Lager“. So war es dann auch. Die Männer von der Tankstelle verschwanden mit dem defekten Rad im Hinterhof und begannen mit der Demontage des Pneus. Zügig fuhr ich raus aus dem Park, vorbei an den Wachmännern am Gate, die freundlich grüßten und zur Sossus Oasis Tankstelle gegenüber. Eine junge zierliche Frau erwartete mich bereits. Der Reifen war schnell eingeladen und per Karte bei Helena bezahlt. Über den aufgerufenen Betrag von 3.220 Namibdollar war ich positiv überrascht, weder die Entfernung zur nächsten größeren Stadt noch die Notlage von unerfahrenen Touristen spiegelten sich in dem Preis wieder. Umgehend ging die Fahrt zurück, wieder an den Wachleuten vorbei, die mich inzwischen kannten und somit auf eine Kontrolle verzichteten und rein in den Park zu den Zapfsäulen dort.

Im Unterbewusstsein vernahm ich ein brrrr..brrrr..brrr, irgendwo vibriert ein iPhone, dachte ich. Aber das ist in einem Land fast ohne Festnetztelefone nichts Ungewöhnliches. Während sich die Tankstellenmitarbeiter mit dem Reifen wieder in einen Innenhof zurückgezogen hatten, war ich in das Informationsgebäude zurückgekehrt, in dem Heike ihren Latte längst getrunken hatte und sich wunderte, wohin ich verschwunden war. Über die gute Nachricht, dass wir entspannt mit einem neuen Reserverad unsere Tour fortfahren konnten, war sie sichtlich erleichtert.

Sie hatte inzwischen eine SMS an meine Handynummer gesendet, in der Sie darum bat, dass der Finder des iPhones dieses bitte an der Rezeption der Bagatelle Kalahari Game Ranch abgeben solle. Außerdem gäbe es noch

immer ein Freizeichen, aber es würde niemand den Anruf annehmen. Das machte mich stutzig, denn in der Ranch in der Kalahari gab es so gut wie nirgends Empfang. Das neu bereifte Rad wurde aufgeladen und ich gab 100 N\$ Trinkgeld für den tollen Service am Rande der Wüste.

Heike versuchte noch einmal mich anzurufen. Und wirklich - irgendwo im Wagen musste das iPhone sein, das Vibrieren war deutlich zu vernehmen. Unter dem Fahrersitz zog ich das so vermisste Teil hervor. Es muss wohl beim Beladen am Morgen aus der Hosentasche gegliitten sein.

iPhone wieder da, Reserverad wieder voll einsatzbereit und zusammen mit meiner Frau direkt am Rande eines der schönsten Naturwunder unserer Erde. Erstaunlich, welche Zutaten zu einem ungeahnten Glücksgefühl führen können.

Wenige Kilometer waren es noch bis zur NWR Sossus Dune Lodge. Die Piste führte um eine Bergkette herum. Zwei weiße, kleine, runde Türmchen zeigten bereits aus der Ferne, wo man von der staubigen Strecke abbiegen musste. Die Lodge verfügt über 24 runde, aus Holz und Stoff gefertigte Chalets, welche auf Holzstelzen am Rande

des vorher genannten Bergmassives stehen. Verbunden sind die Gebäude über einen langen Holzsteg. Mittig befinden sich die Funktionsgebäude im selben Baustil. Aufgrund seiner ökologischen Machart wurde diese Lodge bereits mehrfach ausgezeichnet. Der Parkplatz für die Gäste liegt etwas unterhalb. Da die Mitarbeiter die Anreisenden bereits lange vor ihrer Ankunft, anhand der jedem Fahrzeug begleitenden unübersehbaren Staubwolke, wahrnehmen, kam der Shuttleservice umgehend nach dem Einparken.

Empfangen wurden wir durch Herbert, den Chef der Lodge. In einer irgendwie lustigen Weise, erklärte er uns, welche Möglichkeiten es hier am Rande der Namib gab. Wir buchten eine geführte Tour zum Sonnenaufgang im Sossusvlei. Er überreichte uns noch eine Kopie einer Landkarte der Region, deren Vorlage er persönlich liebevoll gezeichnet hatte.

In den Chalets gab es ein Doppelbett und zusätzlich zwei Liegen, die davor in einen Halbkreis angeordneten Fenster boten einen Panoramablick. Auch aus der Dusche konnten wir die weite Ebene überblicken, auf der Oryxantilopen und Strauße grasten. Am Horizont wurde unsere Aussicht durch eine Bergkette begrenzt.





Da wir bis zum Abendessen noch knapp zwei Stunden Zeit hatten, beschlossen wir, eine Wanderung zum Sesriem Canyon zu unternehmen. Auf der Herfahrt hatten wir bereits den dazugehörigen Parkplatz gesehen und so wanderten wir entlang der Sandpiste bis zu den weißen Häuschen. Von dort waren es nur noch wenige Hundert Meter. Der Sesriem Canyon ist der tief in das Gelände eingegrabene Flusslauf des Tsauchab, der zumeist jedoch ausgetrocknet ist. Die so geschaffene bizarre Landschaft besichtigten wir zuerst von der oberen Kante, von der wir 30 Meter in die Tiefe schauen konnten, bevor wir in den Canyon hinab stiegen. Die Vorstellung, dass sich hier ein bis zweimal pro Jahrzehnt Wassermassen in Richtung des Deathvlei den Weg suchen, lies uns hoffen, dass die Wüste heute trocken bleiben möge.

Den Rückweg absolvierten wir im Sonnenuntergang. Pünktlich, um uns noch vor dem Abendessen frisch zu machen, erreichten wir unser Chalet. In gemütlicher Atmosphäre, beleuchtet durch solarbetriebenen „Sonnen-gläser“, genossen wir die heimischen Spezialitäten. Als Zaungast bettelte ein Schwarzücken-Schakal nach Essensresten. Die Terrasse des Restaurants war auf rund zwei Meter hohen Pfählen gebaut, so dass ein ausreichender Abstand zwischen dem fuchsähnlichen Raubtier und den Touristen bestand.

Unsere Tischnachbarn beschwerten sich recht laut bei dem Personal darüber, dass sie einen viel zu langen Weg von ihrem Chalet zu dem Restaurant hätten. Ich fühlte mich wieder einmal an das Buch Hummeldumm erinnert. Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass sie wirklich umziehen durften, oder besser, dass sie umgezogen wurden.

Ein aufregender Tag neigte sich dem Ende, unser 23. Hochzeitstag.

Am nächsten Morgen mussten wir früh raus. Um 4:30 Uhr kam der „WakeUp Call“. Die bei Herbert gebuchte Tour zum Sonnenaufgang am Sossusvlei auf „Big Daddy“ hatten wir auf dem Programm. Die Fahrt bis zum 60 Kilometer entfernten Vlei startete fast pünktlich um 5:00 Uhr. Beim frischen Kaffee, den unser Guide bereits vorbereitet hatte, kam es noch zu kleineren Verzögerungen, da einige Teilnehmer nochmal zurück in ihre Unterkunft mussten, um ihre Ausrüstung zu ergänzen. Wer möchte schon mit weniger Bekleidungsstücke in die Wüste ziehen als sein Platznachbar.

Das Fahrzeug, das uns zu den mächtigsten Dünen der Welt bringen sollte, glich eher einem fahrbaren Gewächshaus. Ein Toyota Allrad Fahrgestell auf dem mehrere Sitzbänke angebracht, welche komplett mit verglasten Türen verkleidet waren. Dadurch hatten die so transportierten Touristen eine herrliche Rundumsicht, die uns um diese Uhrzeit natürlich nur ein durchgehendes Schwarz bescherte. Im Laufe der Fahrt, die durchaus als flott bezeichnet werden konnte, hellte es zuerst sehr langsam auf. Es kamen die Silhouetten der begleitenden Berge und Dünen zum Vorschein. Nach und nach wurde es immer schneller hell, so dass es bei der Ankunft am Parkplatz für die PKWs bereits hell genug war, um die ersten Fotos zu machen.



Der letzte Abschnitt der Strecke bis zur Deadvlei Parking Area ist nur mit Allrad zu bewältigen. Der Toyota mit dem Touristengewächshaus wühlte sich durch den tiefen Sand. Unser Fahrer versuchte möglichst, die tiefsten Spurrillen zu vermeiden. Trotzdem sackte das Fahrzeug zeitweise bis zu den Achsen in den Sand ein. Reichlich durchgeschüttelt erreichten wir den Parkplatz.

Der Aufstieg dauerte bereits eine ganze Weile, der Gipfel der Düne mit dem Namen Big Daddy kam aber nur unmerklich näher. Ab und an hielt ich an, um mich zu Heike umzudrehen. Sie und das andere Pärchen folgten direkt hinter mir. Das Gewächshaus, das uns hergebracht hatte, war nur noch schemenhaft auf dem inzwischen weit entfernten Parkplatz wahrzunehmen. Es war kalt und



Wir bekamen klare Anweisungen: Rauf auf Big Daddy, aber immer dem Kamm entlang, danach ins Deathvlei und von dort würde uns unser Guide wieder abholen. Gesagt, getan. Natürlich hatte ich den Ansporn, die Gruppe anzuführen. So ging ich, gefolgt von Heike, zügig auf den Ausläufer des Dünenkamms zu. Direkt gefolgt von einem jungen Pärchen hatten wir bereits recht schnell eine Lücke bis zu dem Hauptfeld der Verfolger. Wer möchte denn gerne Bilder vom Sonnenaufgang in der Wüste inmitten von einer Traube Pauschalurlauber?

windig, die Sandkörner peitschten gegen die Beine. Der Aufstieg über den Dünenkamm war scheinbar unendlich. Immer tiefer sackten meine Beine in den weichen Sand. Doch all dies wurde durch die Tatsache, dass wir in Mitten dieses einzigartigen Naturwunders dieser Dünenlandschaft waren, wettgemacht.

Wir entschlossen uns, den Aufstieg zu unterbrechen. Gemeinsam mit dem Pärchen, welches aus der Schweiz stammte, machten wir es uns auf dem Kamm bequem. In



den noch recht kalten Sand ließ sich gut eine bequeme Sitzposition formen. Die Fotokameras wurden kurzerhand getauscht und wir lichteten uns gegenseitig ab. Dunkle Pünktchen, aufgereiht wie auf einer Perlenkette, waren in einiger Entfernung auf dem Dünenkamm zu sehen, das musste die Hauptgruppe aus dem fahrbaren Gewächshaus sein.

Der Zeitpunkt des Sonnenaufgangs stand direkt bevor. Der dunkelbraune Sand begann, seine Farbe zu wechseln. Die ersten Sonnenstrahlen kamen über die Berge im Osten und ließen sofort die Sandflächen erglühen. Das dunkle Braun verwandelte sich Zusehens in rotes Gold, strahlend und warm. Die Schatten der Dünen verschwanden nach und nach aus dem grauen Deathvlei und die Fläche aus Lehm leuchtete in einem hellen Weiß. Wir genossen den sagenhaften Ausblick in diese wunderbare Landschaft, beobachteten die anderen Touristen und sahen, wie nun die Fahrzeuge am Parkplatz eintrafen, die von außerhalb des Nationalparks anreisten.

Während die Schweizer sich weiter dem Gipfel der Düne nähern wollten, beschlossen wir den Abstieg direkt ins Deathvlei. Mit großen Schritten halb springend halb gleitend ging es durch den Sand die steile Flanke der Düne hinunter. Wenn wir eine längere Strecke rutschten, ähnelte es einer Skiabfahrt. Anhalten war nur mühsam möglich und wenn wir es geschafft hatten, steckten wir bis weit über die Knie in der Düne. Unsere Schuhe waren schon lange über und über mit dem allgegenwärtigen feinen Sand gefüllt und so modellierte sich in jedem Schuh ein individuelles Fußbett.

Das bekannteste Fotomotiv in Namibia sind sicher die vertrockneten Kameldornbäume, *Acacia erioloba*, im Deathvlei. Diese einzigartigen Gewächse sind bereits seit

über 500 Jahren abgestorben, aber die extreme Trockenheit verhindert deren Zersetzungsprozess. Sie sind konserviert für die Ewigkeit oder bis eine Horde Touristen ihnen den Garaus macht. Natürlich nutzten wir auch die Gelegenheit, einige wundervolle Fotos zu machen. Die frühe Anreise machte sich auch dabei positiv bemerkbar. Leicht war es möglich, die Kombination aus in der Morgensonne rot leuchtenden Dünen, annähernd weißem Lehm Boden und fast schwarzen Kameldornbaumskeletten ohne störende Fremdkörper zu fotografieren.



Nachdem sich die ausgetrocknete Lehmpfanne immer mehr mit Besuchern füllte, machten wir uns auf den Weg Richtung Ausgang. Am Übergang von Lehm zu Sand wartete bereits unser Guide. Zusammen wanderten wir über die Sandfläche, die mit Millionen von Fußspuren übersät war. Unser Zubringerfahrzeug stand inzwischen nicht mehr auf dem Parkplatz sondern ein ganzes Stück weiter unter einigen Bäumen. Als wir bei dem Toyota ankamen, stellten wir mit Freude fest, dass ein reichlich gedeckter Frühstückstisch uns erwartete.

Nachdem wir genussvoll gefrühstückt hatten, machten wir eine kleine Wanderung im Bereich der Düne Big Mama. Nur wenige Meter neben unserem Frühstücks-









platz stand eine Oryx, die vor der Sonne geschützt, unter Büschen ganz gelassen die vorbeiziehenden Touristen beobachtete. Unsere Neugierde führte uns, abseits der üblichen Wege, in Richtung des Nara Vlei. Dass es in der Wüste eine ganze Menge Tiere gab, konnte man an den vielen unterschiedlichen Tierspuren im Sand feststellen. Aber auch Raubvögel leben im Gebiet der Kalahari und der Namib. So sahen wir auf einem Sandhügel einen grauen Singhabicht. Das Tier fühlte sich durch unsere Anwesenheit gestört und flüchtete auf einen Baum. Mit Erstaunen stellte ich beim Fotografieren mit dem 450er Teleobjektiv fest, dass der Habicht sogar beringt war.

Auf der Rückfahrt lernten wir noch Einiges über die Entstehung der Namib und deren Aufbau. Vorbei ging die Fahrt an der Düne 45, die über eine idealtypische Form verfügt und daher die wohl bekannteste Düne der Namib ist. Sie ist auch der Anziehungspunkt für romantische Fotos im Sonnenuntergang. Dieser Fototermin stand auch noch auf unserem Plan. Direkt vor unserer Unterkunft grasten in der Mittagshitze einige Oryx-Antilopen völlig unbeeindruckt von unserer Anwesenheit. Noch dreister war ein uns unbekannter Vogel, der sich wohl auf Futtergaben der Touristen eingestellt hatte. So wurde auch er von uns auf der Terrasse mit Brotkrumen gefüttert.

Nach dem Mittagessen entschied ich mich, mit unserem Toyota Hilux Double Cap Legend 45 in Richtung der Dünen zu fahren, schließlich wusste ich von einem Geocache in einer Oase. Heike zog es vor, am Pool in ihrem Buch weiter zu lesen und zwischendurch die Annehmlichkeiten des Kaffevollautomaten zu genießen. Den Weg zu dem Parkplatz legte ich trotz der Mittagshitze zu Fuß zurück. Die Koordinaten des Geocaches hatte ich in meinem iPhone gespeichert und es stellte sich schnell heraus, dass der Cache in Richtung des Sossusvleis lag. In der Beschreibung

war von einer Oase die Rede. Nach einigen Kilometern tauchte in der flirrenden Luft über der Straße die Silhouette eines Menschen auf. Ich traute meinen Augen nicht, tatsächlich lief ein junger Mann trampend die geteerte Straße entlang. Trotz der Klimaanlage in unserem Toyota Hilux arbeitete mein Gehirn in dem Moment recht träge. Erst mehrere Hundert Meter nachdem ich den Trampler überholt hatte, bremste ich, setzte zurück und hielt bei dem jungen Mann. Durch das geöffnete Fenster fragte er in englischer Sprache, ob ich ihn ein Stück Richtung dem Sossusvlei mitnehmen könne. Gerne nahm ich den jungen Mann mit. Im Gespräch erfuhr ich, dass er bereits seit fast einem Jahr auf dem Weg von Indien nach Johannesburg sei. Lediglich der Grenzübertritt aus Pakistan in den Iran wäre etwas problematisch gewesen. Danach hatte er fast gesamt Afrika zu Fuß oder trampend durchquert. Seine Eltern würden ihn in einigen Wochen in Südafrika abholen. Er selbst stammte aus Japan und hatte für diese Reise sein Studium unterbrochen.

Im weiteren Verlauf der Fahrt erklärte ich ihm Geocaching. Als mein Handy anzeigte, dass es nur noch wenige Meter bis zum Erreichen der gespeicherten Geokoordinaten waren, parkte ich den Pickup am Rande des ausgetrockneten Flusslaufes des Tsauchab. Meine neue japanische Bekanntschaft verabschiedete sich und schritt zielsicher die Straße in Richtung der Düne 45 entlang. Noch oft dachte ich an ihn, hoffentlich hat er den letzten Abschnitt seiner abenteuerlichen Reise gut geschafft.

Die Oase wird durch den unterirdisch fließenden Tsauchab mit Wasser versorgt. So können dort Bäume und Sträucher gedeihen. Nach einigen Minuten Suche hatte ich die Dose mit dem Cache am Fuße einer der Baumstämme unter Steinen getarnt gefunden. Diese leichte Aufgabe gut gemeistert ging meine Fahrt weiter zur „Elim Düne“.



Der Weg dahin führte ab von der asphaltierten Straße über eine tolle Sandpiste. Mit Allradantrieb durch den tiefen Sand zu fahren, hatte einen riesigen Spaßfaktor. An der Elim Düne erwartete mich eine ganze Oryxherde unter schattenspendenden Bäumen.



Für den letzten Abend in der Namib hatten wir den Fototermin im Sonnenuntergang auf der Düne 45 vorgesehen. So machten wir uns auf den Weg, den ich inzwischen gut kannte. Vorbei an etlichen Dünen erreichten wir den Parkplatz an der Düne 45. Bis zum Sonnenuntergang war es noch über eine Stunde. Trotzdem tummelten sich weit über 50 Personen auf dem Weg entlang des Dünenkamms. Von Romantik keine Spur. So machten wir uns auf die Suche nach einer Düne nur für uns. Sieben Kilometer zurück fanden wir das passende Modell.

Keine Ahnung, ob die Düne einen Namen oder eine Zahl hatte, aber sie war wunderbar gelegen. Ein einzelner, gut gewachsener Baum stand direkt an der Basis der Düne. Vom Parkplatz direkt an der Straße bis zum Fuß des riesigen Sandhaufens waren es gut 800 Meter. Wie schon am Morgen im Sossusvlei, täuschten wir uns mit der Höhe. Da es keinerlei Anhaltspunkte gab die auf Höhe und Strecke hinwiesen, passten unsere im Mittelhessischen gemachten Sinneserfahrungen nicht zu den Realitäten in

dieser minimalistischen Landschaft. Je näher wir an das Ensemble aus Düne und Baum kamen, desto größer wurde der Baum und die Düne erschien uns kleiner. Dass dies ein Trugbild war, wurde uns schnell bewusst. Höhenmeter um Höhenmeter erklimmen wir unsere Düne. Der Toyota Hilux Double Cap Legend 45 war kaum noch mit dem bloßen Auge zu erkennen, der Baum war nun winzig. Fast an der Spitze der Düne angekommen, so zumindest unsere Einschätzung, nahmen wir Platz, um auf den Höhepunkt des Sonnenunterganges zu warten. Die Ruhe, die Stille, die phänomenale Landschaft genossen wir eine ganze Zeit lang. Ab und an drangen Vogelstimmen an unser Ohr. Ein Singhabicht zog weit unter uns seine Kreise. Wir hörten nun auch die Düne brummen. Von diesem Effekt, der beim Abrutschen des Sandes entsteht, hatten wir bereits gelesen. Als sich die Sonnenscheibe zügig dem Horizont näherte, änderte sich die Farbe des Sandes. War die Düne am Beginn der Besteigung noch hellgelb, wurde sie zuerst goldglühend bis sie dann fast dunkelrot erstrahlte. Aber auch die Haut im Gesicht und auf den Armen von Heike hatte inzwischen ihre Farbe verändert. Was auf den Armen noch eine Schicht Sand war und somit abwischbar, war im Gesicht das Ergebnis von Sonneneinstrahlung und Extrem-Dünenclimbing. Der Abstieg erfolgte wie bereits erfolgreich erprobt. In der Ebene angekommen, war die Sonne fast ganz am Horizont verschwunden. Die Sonnenstrahlen kamen annähernd parallel zu der Oberfläche des ausgetrockneten Tales, so wurden unsere Schatten auf die Düne projiziert. Als wir unseren Wagen erreichten, war die Sonne schon lange versunken. Durch die Dunkelheit fuhren wir Richtung Osten und waren froh, als Lichtpunkte in der Entfernung uns den Weg zu unserem Chalet zeigten. Einzig den Abzweig von der Hauptstraße auf die Sandpiste zur Sossus Dune Lodge galt es zielsicher zu erraten. Lediglich aufgereihte Steine markierten den Verlauf der Strecke.

Weit nach Sonnenuntergang kamen wir in unserer Unterkunft an. Daher blieb auch nur wenig Zeit, uns für das Abendessen herzurichten. Der Wüstensand war natürlich allgegenwärtig. In eine PET-Wasserflasche füllten wir Sand von unserer Düne, um so ein Teil der Namibwüste mit nach Buseck zu nehmen. Auf der Terrasse des Restaurants hatten die meisten Gäste bereits einen Platz gefunden. Wie am Abend zuvor konnten wir von unserem Tisch den Schakal beobachten. Bevor das Dessert gereicht wurde, kam das Serviceteam singend um die Ecke. Mit afrikanischen Rhythmen und Liedtexten in einer der vielen einheimischen Sprachen wurden die Gäste unterhalten. Unter viel Beifall ging es dann wieder daran, den Nachtisch zu servieren. Bis in den Schlaf begleiteten uns noch die Rhythmen.



Bei der Einweisung durch Herbert wurden wir bereits vor den Pavianen gewarnt, niemals sollten die Gäste die Türen der Lodges offen stehen lassen. Am Tag zuvor hatten wir die Affen am Berg hinter der Unterkunft bereits gesehen. Aber nicht jeder nahm die Warnung von Herbert ernst.

Am Abreisetag hatte es eine Familie erwischt. Die Servicekräfte verjagten den aufdringlichen Besucher mit viel Geschrei auf beiden Seiten. Unsere Koffer gepackt, genossen wir ein letztes Mal das Frühstück direkt am Eingang in die Namib. Am Horizont stiegen drei Heißluftballons in den Himmel und wir ließen uns zu unserem Pickup bringen. Von den Eindrücken noch bewegt, verließen wir den Nationalpark.

Raus aus der Wüste

Die nächsten Kilometer waren auf staubigen Pisten zu absolvieren. Obwohl man nur selten anderen Fahrzeugen begegnet, kam es doch, dass wir eine lange Zeit in gehörigem Abstand hinter einem Geländewagen her fuhren. Die Staubfahnen hinter fahrenden Autos reichten über hundert Meter in die Atmosphäre. Ein Überholmanöver glich einem Blindflug. Daher mussten wir für so ein Manöver die Piste über eine weite Strecken einsehen können.

Wieder im Einsatz war das iPhone, die Musik war bei der eintönigen Fahrt wirklich hilfreich. Das nächste Ziel war Solitaire: eine Ortschaft die hauptsächlich aus einer Tankstelle und einer Bäckerei besteht. Geschmückt durch verrottende Oldtimer präsentierte sich die Location mitten im Nirgendwo. In allen Reiseführern wird die Bäckerei gelobt, so dass wir auch deren Spezialitäten probieren wollten. Ebenso galt es auch, einen Geocache zu finden. Diese Aufgabe war schnell erledigt. Zwischen den Autowracks an einem alten Traktor war der kleine Schatz schnell gefunden. Vor der Bäckerei tummelten sich Erdhörnchen und unterhielten mit ihrem Tun die Touristen. Ein blühender Baum war voller Schmetterlinge und Schwärme von Webervögeln bevölkerten den Bereich um die Terrasse. Die Verkaufstheke hätte auch in jedem Dorf in Mitteleuropa stehen können. Sowohl die Kühltheke



selbst, als auch deren Inhalt. Der Begründer der Bäckerei stammte wohl aus den Niederlanden und war vor wenigen Jahren verstorben. Zwei Stücke Apfelkuchen erwarben wir, dazu Kaffee und Cola Light. Die überdachte Terrasse bot Schutz vor der prallen Sonne. Ein Pfau suchte ebenso wie die Webervögel nach Kuchenkrümeln. Ein Mädchen, dessen Eltern am Nebentisch saßen und ihre ganze Aufmerksamkeit ihren modernen Kommunikationsmitteln schenkten, beobachtete aufmerksam die verschiedenen Vögel. Ich brachte ihr zuerst bei, die Webervögel vorsichtig aus der Hand zu füttern. Als dies gut gelang, traute sie sich das gleiche auch bei dem Pfau, bis dieser ihr aus der Hand Kuchenkrümel pickte. Voller Stolz versuchte sie, dies ihren Eltern mitzuteilen, leider empfanden die das eher als störend. Dieses Verhalten der beiden jungen Eltern ärgerte uns beide merklich. Positiv war in dem Moment nur, dass die Reiseführer recht damit hatten, die Backkünste zu loben. Der Apfelkuchen war überaus köstlich.

Die Tour ging auf der Schotterpiste weiter. Zum Erstaunen von mir und Heike kam uns in dieser unwirklichen Gegend auf der schwer befahrbaren Piste ein mit Satteltaschen gepacktes Fahrrad entgegen. Darauf offensichtlich ein Europäer oder zumindest ein aus Europa stammender Auswanderer. Die mangelnden existenziellen Herausforderungen des urbanen Lebens sind sicher die Ursache für solche Auswüchse, sinnierte ich. Besser in diese dürre Region passten die Wüstenpferde, die uns jetzt öfters begegneten. Am Gaub-Pass wurde die Landschaft noch viel bizarrer. Hier sucht sich der Kuisib seinen Weg durch das Gebirge. Dessen Canyon ist eng und bis zu 200 Meter tief. Die Piste ist hier glücklicherweise gut asphaltiert und präsentierte uns einige atemberaubende Haarnadelkurven.

Das Gebirge hinter uns gelassen, ging die Fahrt weiter in Richtung Walvis Bay, dem einzigen Tiefseehafen von Namibia. Nach Stunden auf staubigen Pisten durch lebensfeindliche, dürre Landschaften tauchte plötzlich ein schilfbewachsenes Gelände auf. Wir waren am Rande der Stadt angekommen. Wenige Kilometer weiter am Rande des Atlantiks gab es eine Lagune mit hunderten von Flamingos,



Pelikane und anderen Wasservögeln. Wir nutzten diesen Ort mit frischer Seeluft zu einer erholsamen Pause und beobachteten die Flamingoschwärme bei ihren staksigen Landungen und die Pelikane bei ihren behäbigen Starts. Die recht neue Verbindungsstraße, die uns nach Swakopmund bringen sollte, war eine Allee mit bauchigen Palmen. In Richtung der Küste gab es viele neue oder in Bau befindliche Wohngebäude. Kamelreiten, Quad- und 4wheel-Fahrten ins Hinterland mit seinen mächtigen Dünen wurde mehrfach beworben, die Abgeschiedenheit der Wüste hatten wir nun eindeutig hinter uns gelassen.

Swakopmund

Swakopmund, die deutscheste aller Städte im Ausland, hatten wir nach kurzer Fahrt erreicht. Unser Hotel „The Stiltz“ hatte die Adresse „Am Zoll“ und war über die Straße „Südstrand“ erreichbar. Es hätte somit auch gut nach Fehmarn oder auf eine andere Insel im Norden Deutschlands gepasst. Schon beim Aussteigen wurde klar, dass das Klima hier deutlich kühler war, als an den Orten die Tage zuvor. The Stiltz, ist eine überschaubare geschmackvolle Hotelanlage, die auf Stelzen in die Mündungsbereich des überwiegend trockengefallenen Swakop River gebaut ist. Das Zimmer mit der Nummer zwei war für uns bereits vorbereitet. Wie zuvor waren wir durchaus positiv über die Unterkunft überrascht: sauber, elegant, geschmackvoll, so wie man es sich im Urlaub wünscht.



An der Rezeption erhielten wir die notwendigen Informationen und eine Stadtkarte, um die Stadt auf eigene Faust zu erkunden. Da unser Hotel fast direkt an der Atlantikküste lag, machten wir uns zuerst auf den Weg zum

Strand. Eine dort angelegte Beachbar war aufgrund der kalten Witterung geschlossen. Heike traute sich mit ihren Füßen in die Wellen, ich verzichtete auf diese Erfrischung. Entlang der Strandpromenade bummelten wir zu der Landungsbrücke und von dort weiter zum Leuchtturm, der während der deutschen Kolonialzeit errichtet wurde. Auf dem Weg sprach uns ein Einheimischer aus dem Damaraland an. Er verkaufte eine Art Nüsse in deren Schale er Tierbilder geschnitzt hatte und vor unsern Augen unsere Vornamen schnitt. Bei seinen Verkaufsverhandlungen erzählte er uns von seiner Heimat im Norden von Namibia und dass er deutsche Vorfahren habe. Dies schien uns jedoch sehr unwahrscheinlich. Trotzdem hatte er uns überzeugt, zwei seiner geschnitzten Nüsse als Schlüsselanhänger zu kaufen. Bevor wir den Leuchtturm erreichten, kreuzte eine Familie von Perlhühnern unseren Weg. Im weiteren Verlauf unserer Reise begegneten wir fast täglich und in jedem möglichen Umfeld diesen Hühner-vögeln. Die Spuren der deutschen Kolonialzeit waren allgegenwärtig: eine Grundschule mit dem Motto „singen, spielen, lernen, forschen“, das „Alte Amtsgericht“, die Gedenkstätten für die gefallen deutschen Soldaten und natürlich die deutschen Straßennamen. Eine Fußgängerzone lud zum Bummeln durch die Läden ein. Ein Anziehungspunkt in diesem Zentrum der Stadt war das dortige Brauhaus, natürlich nach deutschem Vorbild.

Für das Abendessen hatten wir uns den Kücki's Pub ausgesucht. Aufgrund dessen Popularität hätten wir einen Tisch reservieren sollen. Da wir das nicht getan hatten, warteten wir im Biergarten in der Nähe der Bismarckstraße darauf, dass ein Tisch in der Gaststätte frei wurde. Für Heike gab es ein Erdinger und für mich Cola light. Der Pub war mit ausgefallenen Gegenständen ausgestattet, alte Landkarten und tolle Fotos hingen an den Wänden. Hinterschnitzel vom Kudu mit frischen Spätzle und Rote Beete



gab es für mich, während Heike ein Fischgericht bestellte. Beide Mahlzeiten schmeckten vorzüglich. Als wir den Kücki's Pub verließen, war die Sonne bereits untergegangen. So erreichten wir erst im Dunkeln unser Hotel am Rande von Swakopmund.

Gut ausgeschlafen und frisch geduscht startete unsere Reise in einen besonderen Teil von Namibia, die Skeleton Coast. Bevor wir jedoch die Zivilisation verließen, deckten wir uns in einem Supermarkt mit den wichtigsten Dingen ein, besonders mit Papiertaschentüchern, da uns unsere Erkältung noch immer begleitete.

Skeleton Coast – Million Shades of Grey

Die heutige Etappe führte heraus aus Swakopmund auf der C34 in Richtung Norden. Die Piste bestand nun aus einer Mischung aus Sand und Meersalz. Dieser Straßenaufbau ließ sich gut befahren, abruptes Bremsen war jedoch nur mit Einschränkungen möglich. Auf der Fahrt entlang der Skelettküste begegneten uns auch die Fahrzeuge, die diese Straße herrichten. Dabei handelt es sich einfach um Lastwagen mit Tank, die Meerwasser auf die Piste sprengelten.

Entlang dieses Küstenabschnittes gab es einige Schiffswracks zu besichtigen. Das erste gekenterte Boot, welches wir entdeckten, war ein gestrandeter Fischtrawler, der inzwischen als Heimstätte für Kormorane diente. Dieses Schiff war auf der Reise zum Abwracken nach Indien hier außer Kontrolle geraten und auf Grund gelaufen. Noch immer lag es rund 100 Meter vom Strand entfernt im atlantischen Ozean.

Aber auch an diesem unwirklichen Landstrich haben sich Menschen niedergelassen und so entstand aus einigen

Hütten die Stadt Hentisbay. Der Benguelastrom bringt nährstoffreiches Wasser mit Unmengen von Kleinstlebewesen von der Antarktis an die Küste von Namibia. Dieses umfangreiche Nahrungsangebot zieht große Meeresfische an und diese wiederum Angler aus der ganzen Welt. In der Hauptsaison um die Jahreswende sollen zehntausende Hobbyangler die Skeleton Coast bevölkern. Die dann entstehenden Camps werden einfach nach deren Entfernung von Swakopmund benannt. Bekannt sind beispielsweise Mile 72 oder Mile 108, bei denen man in der Hochsaison sogar Treibstoff aus Fässern erhalten kann.



Die Piste führte an Hentisbay vorbei und weiter Richtung Norden. Unser nächster Haltepunkt war Cape Cross. An dieser Landspitze betrat 1486 der Portugiese Diego Cão im Auftrag seines Königs als erster Europäer das südliche Afrika. Er errichtete dort, um das Land für den König von Portugal zu sichern, ein Steinkreuz. Das Original wurde von den deutschen Kolonialherren nach Berlin verbracht und durch ein Replikat ersetzt. Eine zweite, dem Original ähnlichere, Nachbildung wurde mit Spenden finanziert und Ende des 20. Jahrhunderts errichtet, so dass wir zwei Kreuze bewundern konnten.

Direkt am Cape Cross gibt es ein Schutzgebiet für eine riesige Robbenkolonie. Von der NWR wird das Gebiet verwaltet. Um den Meeressäugern nahe zu kommen, mussten wir uns an einem Gate anmelden und wie auch im Sossusvlei Eintritt bezahlen. Die Kolonie der südafrikanischen Seebären war bereits aus großer Entfernung zu hören und ganz besonders zu riechen. Robben ernähren sich ausschließlich von Fisch und dementsprechend streng stinken deren Exkremente. Über einen, mit einer Mauer gesicherten, Steg entlang der Küste konnten wir die Tiere aus nächster Nähe beobachten. Kämpfe zwischen ausgewachsene Männchen, Streitigkeiten zwischen heranwachsenden Halbstarken, Heuler die auf ihre Mutter warteten und Robbenmütter, die ihre Babys säugten waren unsere Fotomotive. Als wir wieder im Toyota Platz genommen hatten, waren wir froh, den ätzenden Düften entkommen zu sein.



Einige Kilometer weiter, kurz bevor die Piste den zumeist ausgetrockneten Flusslauf des Ugab kreuzt, erreichten wir das Tor zum Skeleton Coast Park. Zwei große Totenköpfe zierten die beiden Torflügel. Walfischknochen säumten die Einfahrt in den streng geschützten Bereich. Auch hier hat die NWR die Kontrolle über alle Besucher. Exakt

wurden unsere Daten und unsere weitere Fahrstrecke durch den Nationalpark von den Mitarbeitern notiert, so dass gegebenenfalls nach uns gesucht werden könnte. Schon vor dem Tor war die einzige Abwechslung, die unseren Augen wahrnehmen konnte, die unterschiedliche Grautönung der Landschaft. Zeitweise war das Grau eher bläulich, grünlich oder die Tönung ging in Richtung Rot. In einem Reiseführer wurde Reisenden mit depressiven Zügen empfohlen, diese Strecke zu meiden. Diese Empfehlung konnten wir nach einigen Stunden gut nachempfinden.

Ein Hinweisschild machte uns auf ein weiteres hier gestrandetes Schiff aufmerksam. Die South-west-seal. Entgegen dem Fischtrawler vor Hentisbay, lag dieses Schiffswrack inzwischen auf dem Strand. Von den Aufbauten war nichts mehr erhalten. Der Schiffsrumpf mit seinen hervorragenden Spanten kam einem Skelett sehr nahe. Das Holz des Wracks war in den Jahren durch die Seeluft und den vom Wind aufgepeitschten Sand verwittert. Der korrodierte Motorblock und eine Winde waren noch sehr gut zu erkennen. Selbst ein Fischernetz war noch vorhanden. Die Beschläge aus Edelstahl glänzten im Sonnenlicht.

Immer weiter in Richtung des im Norden liegenden Sperrgebietes ging unsere Fahrt. Mal war die Piste direkt am Strand, mal führte sie von dort entfernt hinter Dünen. Regelmäßig gab es für die in der Saison ankommenden Angler Parkmöglichkeiten. Eine dieser Abstellmöglichkeiten nutzen wir, um uns die Füße am Strand zu vertreten. Ein Schwarm Kormorane sonnte sich direkt am Meer. Angeführt von einem kapitalen Männchen starteten die Wasservögel in den Himmel, als ich näher kam. Heike hatte sich weiter von mir entfernt und traf auf eine scheinbar tote Robbe.



Wie sie mir später erzählte, näherte sie sich dem Tier vorsichtig, ging in die Knie und sprach die Robbe an. Just in diesem Augenblick schreckte das verletzte Tier auf. Bis heute ist unklar wer von den Beiden in diesem Moment mehr Angst hatte. Die Robbe hatte eine offene Wunde, die sicher von einem Kampf mit einem Raubfisch oder Orca herrührte. Heike zog sich Richtung Festland zurück, die Robbe eher Richtung Meer.



Nachdem die Piste wieder einmal mehr im Hinterland verlief, kamen wir durch ein Gebiet, in dem vor einigen Jahrzehnten nach Öl gebohrt wurde. Als man damals auf kein ergiebiges Ölfeld gestoßen war, sollte der Bohrturm abgebaut werden. Dies misslang, so dass wir dem umgestürzten, verrosteten Koloss einen Besuch abstatten konnten. Selbst das Bohrgestänge war noch vorhanden. Aufmerksam auf diese Industriebrache wurden wir durch einen dort versteckten Geocache. Ohne diesen hätten wir sicher diesen Lost Place nicht gefunden. Auch im weiteren Verlauf der Strecke gab es immer mal wieder Reste von Zivilisation. Diamantensucher hatten hier bis zur Einrichtung des Nationalparks ihr Glück gesucht.

Die Vielfalt der Grautöne hatte ich ja bereits erwähnt. Nach Grau in Grau tauchte plötzlich ein saftiges Grün auf. Eine Oase, gespeist durch einen unterirdisch verlaufenden Fluss, dem Uniab, erschien am Rande der Piste und sie bringt Leben in die Einöde. Mitten in den mannshohen Gräsern standen Oryx. Davon, dass diese hier nicht gefahrlos leben, zeugte ein am Straßenrand liegendes Skelett einer solchen Antilope, die eindeutig das Opfer eines Räubers geworden war.

Terrace Bay

Hinter dem nächsten Hügel das gewohnte Bild, das Grün war verschwunden und die Grautöne bestimmten wieder die Szenerie. Kurviger umwindet die Strecke Hügel und Dünen, bis wir am Horizont die ersten Gebäude der Siedlung Terrace Bay sahen.

Terrace Bay ähnelte einer Forschungsstation am Rande der Arktis. Damit die dortige Tankstelle als eine solche erkannt wird, hat man dort eine Zapfsäule auf eine Hütte gemalt. Die Polizeistation war in zwei verkommenen Wohnwagen untergebracht. Das Camp „Terrace Bay“ wurde Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts als Unterkunft für das Minenpersonal der „Terrace Bay Diamond Mine“ errichtet. Die Diamantmine arbeitete von 1969 bis 1972 und wurde dann wegen Unrentabilität wieder geschlossen. Als El Dorado für Angler erlebte es danach eine Renaissance, die bis heute anhält.

Das öffentliche Leben in dem Camp spielt sich in einer Lagerhalle ab. Alle wichtigen Aufgaben werden dort abgewickelt. Verwaltung, Rezeption aber auch einen Tischkicker fanden wir dort vor. Auch diese Unterkunft wurde von der NWR gemanagt. Die Prozedur des Eincheckens entsprach dem Vorgehen in Sesriem, jedoch in einer völlig





anderen Atmosphäre. Mit einigen schnell zusammen genagelten Trennwänden innerhalb des ehemaligen Lagers waren die Büros abgeteilt. Unser Voucher wurde anstandslos akzeptiert und wir erhielten den Schlüssel für ein Appartement in einem der Wohncontainer. Der Weg zu den Behausungen war gut ausgeschildert und wir fanden das Gebäude umgehend. Genug Parkplatz davor gab es sowieso. Das Camp war zu dieser Jahreszeit nur mit wenigen Anglern bewohnt.



Zu unserer Überraschung war das Türschloss der Unterkunft nicht verschlossen, schnell stellten wir fest, dass die Schließvorrichtung völlig ohne Funktion war. Naja, wer sollte hier auch einbrechen. Das Appartement bestand aus einem Raum mit einem Doppelbett und einer Nasszelle mit Dusche. Das Ganze machte einen bereits recht abgewohnten und tristen Gesamteindruck. Aber das war uns bei der Buchung der Übernachtung bewusst. Terrace Bay ist allerdings die einzige nutzbare Unterkunft innerhalb des Skeleton Coast Parks. Nachdem die Koffer reingeholt waren, richteten wir uns für die nächste Nacht ein. Was mir dabei sofort auffiel, ich hatte meinen wertvollen Stromadapter in Swakopmund in der Wandsteckdose stecken gelassen. Einen Ersatz in dieser abgelegenen Gegend zu erwerben war hoffnungslos.

Hinter den Wohngebäuden gab es sogar einen Spielplatz, bestehend aus einem ehemals blauen aber inzwischen überwiegend ausgebleichten Klettergerüst neben dem ein verrottendes Paddelboot lag. Auf dem Spielgerät saßen krächzend einige Krähen. Nebelschwaden zogen vom Meer her kommend über die in mattes Licht getauchte Siedlung und so erschien das ganze Ensemble wie aus einem düsteren Hitchcock-Film.

Dass es sich ursprünglich nicht um eine Einrichtung für touristische Aktivitäten handelte, war offensichtlich. Reste einer Anlegestelle zum Verladen von Menschen und Maschinen ragten aus dem Meer hervor. Diese Betontürme dienten nunmehr den Meeresvögeln als Rast- und Nistplatz. Die Landschaft wurde offensichtlich von Menschenhand modelliert. Nicht Dünen sondern Abraumhalden bildeten die Topografie. Industrieruinen, wie die bereits erwähnte Lagerhalle, dienten inzwischen neuen Zwecken oder beherbergten nun Möwenkolonien.

Dieses Bild zeigte sich uns bei unserem ersten Rundgang entlang der Küste und zurück durch die vereinzelt stehenden Gebäude. Als wir unseren Toyota wieder erreichten, begannen gerade die im Camp anwesenden Angler die Grillstellen, die es vor den Unterkünften gab vorzubereiten um dort ihre Beute vom Tag zu grillen. Da uns beim Einchecken das örtliche Restaurant auf der Anhöhe empfohlen wurde, es überdies auch nichts anderes gab, machten wir uns auf den Weg dorthin.

Auch dieses Gebäude hatte sicher eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Außen unterschied es sich nur wenig von den anderen Zweckbauten, innen ähnelte es einer heruntergekommenen Schulmensa, in die eine Spelunke, eine Hafenkneipe, implantiert wurde.



Die Bedienung machte einen sehr lieben Eindruck und erledigte ihren Job recht zuvorkommend. Problematisch war, dass sie ständig nachfragen musste, wer was an welchem Tisch bestellt hatte. Letztlich nahmen wir das, was sie uns servierte, um unseren Durst und Hunger zu stillen. Wahrscheinlich ging es den anderen Gästen ähnlich. So wurden alle satt, ohne dass jeder das erhielt, was er in Auftrag gegeben hatte. Einen besonderen Charme verbreiteten die mit Edding angebrachten Wandmalereien, Sprüche und Grüße von Besuchern aus aller Welt. Auch wir schlossen uns diesem Ritual an und nutzten meinen Edding 3000 entsprechend. Wir fanden dafür noch einige Quadratzentimeter weiße - naja beige - Wand neben unserem Tisch. Andere Gäste hatten sich bereits aus Platzmangel an der abgehängten Decke verewigt.

Die kalte Nacht im Fischermanns Bett und die morgendliche Dusche gehörten nicht zu den Highlights unserer Reise, aber verdeutlichten uns, in welchem Luxus wir sonst unsere Zeit verbrachten. Das Frühstück nahmen wir in dem Restaurant ein. Kaffee, Brot und allerlei Dosen, Tuben und Behältnisse waren als Buffet auf zwei Tischen im Rahmen der Möglichkeiten liebevoll arrangiert. Rührei mit Speck brachte die nette Bedienung vom Vortag an unsern Tisch, Sonderwünsche hätte sie sicher auch aufgenommen, aber wir wollten kein Risiko eingehen. Bisher konnten wir alle Zahlungen mit meiner Kreditkarte problemlos abwickeln. So hatten wir nur einen geringen Betrag in bar mit uns geführt. Zumal die ATMs, wie die Geldautomaten zumeist heißen, nicht allzu freigiebig waren. Hier gab es zwar auch sowohl im Restaurant als an der Rezeption Telecashterminals, aber das Personal hatte sichtlich Probleme diese in Betrieb zu nehmen. So zahlten wir unsere Rechnung schließlich beim Auschecken mit unseren letzten Namibdollars.

Unser Weg führte uns zurück entlang der Küste, vorbei an der Oase mit den Oryx, bis hin zum Abzweig hinter Torra Bay. Von dort ging es auf der C39 in Richtung Osten weiter. Wir verließen die Küstenregion und das Gelände stieg stetig an. Am Rande der Piste sahen wir zuerst vereinzelt später häufiger die seltsamste Pflanze der Region, die Welwitschia mirabelis. Da dieses Urzeitgewächs zu den Sehenswürdigkeiten von Namibia gehört, machten wir einen Fotostopp, um diese wirklich unansehnliche Pflanze abzulichten.

Inzwischen auf über 500 Meter über Meeresniveau angekommen, erreichten wir das Gate des Skeleton Coast Nationalparks bei Springbokwasser. Die übliche Prozedur galt es zu erledigen. Von der Mitarbeiterin an der Kontrollstelle wurden wir gefragt, ob wir einen jungen, erkrankten Polizisten mit in dessen Heimatort nehmen könnten. Bei der Entscheidung waren wir etwas unsicher, eigentlich soll man ja keine Einheimischen einfach so mitnehmen. Ein Polizist, was bedeutet in Afrika schon ein Polizist zu sein? Aber er machte einen netten Eindruck und so boten wir ihm einen Platz in unserm Toyota Hilux an. Rasch packte er seine Sachen zusammen und zehn Minuten später setzten wir unsere Fahrt in Richtung Palmwag fort. Auf der Karte und in den Reiseführern war eindeutig Palmwag als der nächste Ort mit Tankstelle und Geldautomat verzeichnet und aufgrund der Finanzlage unserer Reisekasse, sollten wir diesen auch umgehend ansteuern.

Entlang der C39 verlief bereits seit der Küste ein Zaun. Im Gespräch mit dem jungen Polizisten erfuhren wir, dass dieser das gesamte Namibia in zwei Teile trennt und zur Verhinderung der Ausbreitung von Tierseuchen dient. Die Maul- und Klauenseuche gefährdete damals aktuell die Viehherden der Bauern ebenso wie die Wildtierbestände.

Inzwischen bahnte sich die Straße weiter ihren Weg in die Berge. Unsere nächste Unterkunft lag immerhin auf rund 1600 Meter Höhe. Der Polizist fuhr noch mit bis Bersig, einem kleinen Ort kurz hinter der Einmündung der C39 auf die C43. Er hatte es von dort wohl nicht mehr weit nach Hause. Wir setzten unsere Fahrt zum erhofften Geldautomaten in Palmwag fort. Auf unseren Karten war der Ort an der Gabelung zweier Pisten eingezeichnet. Diese Gabelung hatten wir gut gefunden, eine Siedlung, eine Tankstelle oder gar ein Geldautomat waren weit und breit nicht in Sicht. Auch einige Einheimische, die wir trafen, konnten uns nicht weiter helfen. Also fiel die Entscheidung, die Fahrt zu unserer nächsten Übernachtungsgelegenheit der Grootberg Lodge fortzusetzen.

Ein parkendes Fahrzeug auf der Piste und Touristen, die mit Fotokameras um den Wagen standen, ließen uns anhalten. Nicht weit entfernt entdeckten wir den Grund für die Unterbrechung ihrer Fahrt. Eine Familie Giraffen ließ sich genüsslich die Blätter der Bäume in der Tallage schmecken. Unsere ersten freilebenden Giraffen, einfach am Straßenrand und ohne Zäune.

Eine faszinierende Landschaft mit Tafelbergen und aufregenden Schluchten durchquerten wir. Springböcke und Kudus querten die Straße und die ersten Zebras standen uns zum Beobachten und Fotografieren zur Verfügung. Es gab Verkaufsstände mit Halbedelsteinen in verschiedenen Größen und unterschiedlichsten Gesteinsarten.

Grootberg

Inzwischen hatten wir alpine Straßenverhältnisse. Die Zufahrt zur Grootberg Lodge bog direkt in einer Kurve auf dem Scheitelpunkt des Grootbergpasses von der C40 ab. An diesem Punkt mussten wir uns bereits anmelden und

wir wurden darin eingewiesen, wie die Bergstrecke zu befahren wäre. Nur mit Allradantrieb, Differenzialsperre und im kleinsten Krichgang war die Vorgabe und diese war überaus berechtigt: eine unglaublich abenteuerliche Zufahrt, extrem steil und als Untergrund fast ausschließlich Felsen und grobes Geröll. Für die wenigen Hundert Meter benötigten wir eine gefühlte Ewigkeit.

Die Grootberg Lodge ist eine kommunalbetriebene luxuriöse Unterkunft. Mit den Einnahmen aus dem Touristengeschäft werden die Schulen in dem Areal unterstützt. Das Personal half uns, nachdem wir eingecheckt hatten, unser Gepäck zu unserem Chalet zu bringen. Die gesamte Anlage war auf der Hochebene eines Tafelberges am



Rande einer riesigen Schlucht errichtet worden. Daher hatte man ständig einen traumhaften Ausblick. Eine Gruppe von Motorradfahrern aus Österreich machte zeitgleich hier Halt. Neben technischen Problemen mit einer Maschine, musste auch einer der Fahrer auf das staubige Vergnügen, mit einer KTM das südafrikanische Land zu bereisen, verzichten, er hatte sich kurz vor Reiseantritt ein Bein gebrochen. Der guten Stimmung innerhalb des Teams tat das jedoch keinen Abbruch.



Die Krönung der Lodge war der Pool. Direkt am Abgrund errichtet blickte man beim Plantschen über die gesamte Schlucht. Am Rande des Pools stand ein großer Butternussbaum, um den bequeme Liegen aufgestellt waren. Diese Annehmlichkeit nutzen wir natürlich gerne. Schmetterlinge und Eidechsen tummelten sich auf dem Gelände und sonnten sich an hervorgehobenen Positionen.

Im Toyota entdeckten wir auf der Rückbank ein einfaches Handy. Das Nokiagerät war stark abgenutzt aber funktionsfähig. Sofort wurde uns klar, dass dies das Mobiltelefon des Polizisten sein musste. Nur wie konnte das Teil dem Polizisten wieder zugeleitet werden? Für den jungen Mann war der Verlust des Handys sicher ein herber Schlag. Dem Personal an der Rezeption schilderten wir die Sachlage und tatsächlich schafften sie es, Kontakt mit dem Polizisten aufzunehmen. Auf, für Europäer unglaublichen, afrikanischen Wegen wurde das Handy dann zu dem Polizisten geschickt.

Den Tag beendeten wir mit einer abendlichen Wanderung über die steinige Hochebene. Tierspuren von Gazellen waren zwischen den Steinen zu sehen und in der Nähe eines Teiches entdeckten wir eine Herde Springböcke. Abgerundet wurde das heutige Abenteuer mit einem leckeren Abendmenu bei einem traumhaften Sonnenuntergang.

Für den nächsten Tag hatten wir eine Rundfahrt unter anderem über Twyfelfontain geplant. Morgens ging es über die Geröllstrecke vorsichtig zurück auf die Hauptverkehrsstraße. Von dem Plateau aus ließ sich der schnurgerade Verlauf der Piste durch die selten grüne Landschaft über viele Meilen erkennen. Auf der C40 ging es nach Kamanjab, der nächstgelegenen Provinzstadt mit einer Tankstelle, einem Supermarkt und einem Geldautomaten.

Eine landschaftlich wunderbare Strecke deren Schotterbelag auch zügig zu befahren war. Selten begegneten wir anderen Geländewagen und dann grüßte man sich höflich. Aber auch einheimische Transportmittel waren auf der Piste unterwegs. Eselkarren mit abenteuerlichen Konstruktionen: Als Basis diente eine Starrachse, die als Organspende aus irgendeinem inzwischen sicher verrotteten LKW stammte.

Der Viehzaun, den ich bereits erwähnt hatte, begleitete uns weiterhin. In einiger Entfernung stand ein Sattelschlepper auf der Fahrbahn. Langsam näherten wir uns dem Fahrzeug und sahen, wie Leute mit Atemschutzmasken und Kanistern die Räder der Zugmaschine und dessen Auflegers mit einer Flüssigkeit besprühten. Uns wurde angezeigt neben dem haltenden Fahrzeug zu stoppen. Diseasecontrol stand in großen Lettern zu lesen. Hier kreuzte der landesweite Zaun die Fernverkehrsstrecke. Die Räder der Fahrzeuge und die Sohlen der Schuhe, derer die hier durch wollten, mussten desinfiziert werden, um die Erreger der MKS abzutöten. So wurden wir aufgefordert, den Toyota zu verlassen und durch eine flache, mit nassen Lappen ausgelegte, Wanne zu latschen. Es dauerte etwas bis Heike und ich das Prozedere verstanden hatten. Danach ging die Fahrt problemlos weiter.

Vor Kamanjab war Klein Lichtenstein ausgeschildert. Auch das war wieder ein deutlicher Hinweis darauf, dass viele Betriebe in Namibia noch immer von Deutschstämmigen geführt oder zumindest gegründet worden waren. Streckenweise war die Fahrbahn nun asphaltiert. Kamanjab lag am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Fernstraßen. Die C40 eine Ost-West-Verbindung trifft hier auf die Süd-Nord-Strecke C35.





Direkt vor der Kreuzung befand sich die Tankstelle an der auch ein Laden angegliedert war. Neben den Tanksäulen saßen eine Hand voll Mitarbeiterinnen im einheitlichen Shell-Outfit. Entgegen der bisherigen Erfahrungen, regte sich, als wir vorfuhren, keine der Damen. So unmotiviertes Servicepersonal hatten wir bisher noch nie erlebt. Irgendwie bemühte sich dann doch eine Tankwartin und befüllte den Tank des Toyotas. Im Laden war das Personal, so wie wir es bisher gewohnt waren, nett und hilfsbereit. Während ich dem Geldautomat den maximalen Betrag entlockte, ließ sich Heike zusätzlich 200 Euro in N\$ umtauschen. Dass dies ohne Quittung geschah, ist sicher ein weltweit anzutreffendes Phänomen. Wir ergänzten unseren Reiseproviant und setzten unsere Fahrt beruhigt fort. Sowohl der Tank als auch die Reisekasse waren für die nächsten Tage gefüllt.

Twyfelfontain

Ab der Kreuzung ging es auf der asphaltierten C35 Richtung Süden weiter. Den Abzweig nach Khotixas erreichten wir aufgrund der guten Straßenverhältnisse früher als erwartet. Ein Stopp war nicht vorgesehen und so bogen wir auf die C39 ein. Bereits hier waren die Sehenswürdigkeiten der Region ausgeschildert: die urzeitlichen Maleiren bei Twyfelfontain, der versteinerte Wald, die verbrannten Berge, das Freilichtmuseum Damara Living Village. Wir hatten lediglich vor, Twyfelfontain einen Besuch abzustatten. Den Abzweig zum „Petrified Forest“ ließen wir somit rechts liegen. Am Straßenrand gab es immer öfter Stände an denen Handicraft Produkte angeboten wurden. Ob man diese Stücke immer unter dem Begriff Kunsthandwerk subsumieren konnte, möchte ich jedoch anzweifeln. Zumeist waren die Stände, verwaist und niemand weit und breit zu sehen. Auf Heikes Wunsch hielten wir an einer recht imposanten Ausstellung von

solchen Kunstwerken. Ein Elefant aus Ästen mit Lehm modelliert in Übermenschengröße stach dabei hervor. Kaum war Heike ausgestiegen, um sich umzusehen, kamen zwei Kinder und in etwas Entfernung wohl auch deren Mutter. Heike reichte den Kids jeweils einen Apfel. Hinter der offensichtlichen Mutter kamen nun weitere Kinder sowie eine Tante und wir befürchteten, deren ganze Großfamilie würde in Kürze anrücken. Der erst vor Kurzem im Kamanjab erworbene Apfelvorrat wurde somit hier gelassen und ohne auf die kunsthandwerklichen Exponate weiter einzugehen, setzten wir unsere Fahrt fort.

Geschäftstüchtige Namibianer vom Stamm der Damara hatten am Straßenrand in der Nähe des Abzweigs nach Twyfelfontain an ein paar Hütten groß „Damara Living Village“ geschrieben. Offensichtlich war dies in der Absicht geschehen, unbedarfte Touristen anzulocken. Das von offiziellen Stellen eingerichtete Freilichtmuseum lag einige Kilometer entfernt. Wir verließen die Hauptstraße, um über eine Nebenstrecke nach Twyfelfontain zu gelangen. Die sandige Piste erlaubte es zwar zügig zu fahren, durch die Kurven driftete der Toyota Hilux Double Cap Legend 45 trotz Allradantrieb recht sportlich.

Twyfelfontain präsentierte sich aus der Entfernung bereits mit einem überdachten Parkplatz. Da es hier keinerlei höhere Vegetation gab, bot diese Konstruktion den PKWs etwas Schatten. Zwei Rundgänge mit Guide konnte man am Eingang buchen. Inwieweit, die tatsächliche Route mit der gebuchten Führung übereinstimmte, ließ sich nur vermuten. Unser Guide erweiterte und veränderte den Weg je nach Touristenaufkommen vor uns. Auf roten Sandsteinen hatten die San vor unbekannter Zeit Felszeichnungen angebracht. Heute kann nur noch vermutet werden, welchen Zweck diese seinerzeit erfüllten. Der



früheren Annahme, die Zeichnungen dienten rituellen Handlungen, um den Jagderfolg zu erhöhen, steht die aktuelle Meinung entgegen, dies wäre eine Art von Schule gewesen, in der Wissen über Tiere, deren Verhaltensweise und die Lage von Quellen über Generationen weitergegeben wurden. Neben den in der Region anzutreffenden Tierarten gab es auch Zeichnungen von Pinguinen und Robben, welche hunderte von Kilometern entfernt an der Atlantikküste beheimatet sind. Die südafrikanische Sonne brannte gnadenlos auf uns herab. Trotz Kopfbedeckung machte dies uns schwer zu schaffen. Der Kreislauf von Heike sehnte sich offensichtlich nach einer Abkühlung. So waren wir froh, als die Führung in dem Infocenter endete, wir Toiletten aufsuchen und Getränke zu uns nehmen konnten. Auch die Klimaanlage in unserem Wagen möchte ich an dieser Stelle loben.

Am frühen Nachmittag machten wir uns auf die Rückfahrt zur Grootberg Lodge. Schnell änderte sich die Landschaft, Tafelberge tauchten auf. Ab der Einmündung der von der Küste kommenden Piste kannten wir die Strecke ja bereits. Auch die Giraffen, die uns am Vortag als Fotomodell zur Verfügung standen, trafen wir wieder an.

Pech gehabt 2

Die Fahrt ging weiter von Palmwag in Richtung des recht hoch gelegenen Grootberg Pass. Die abenteuerliche Anfahrt zu der Unterkunft wollte ich gerne mit der Gopro aufnehmen, daher hielten wir rund einem Kilometer vor dem Scheitelpunkt des Passes und ich montierte die Kamera auf dem Gehäuse des Außenspiegels. Direkt vor dem Abzweig zur Lodge kam uns jedoch ein Mitarbeiter der Lodge aufgeregt winkend entgegen. Heike vermutete richtig, auf der Haltebucht am Passkamm angehalten wurde es auch mir bewusst, der rechte Hinterreifen war

platt. Auf den ersten Blick machte das Gummi keinen schlechten Eindruck. Wenn es nur ein Loch wäre, könnte der Reifen hier vor Ort repariert werden. Der zweite Blick fiel dann jedoch auf einen gleichschenkligen, dreieckigen Stein mit einer Kantenlänge von 13cm, der zur Hälfte durch die Lauffläche in dem Reifen steckte. An eine Reparatur war also auch in diesem Fall nicht zu denken. Wir ließen den Toyota auf dem Parkplatz an der C40 stehen und nahmen lieber das Angebot an zur Lodge gefahren zu werden.



Neue Reifen gibt es in Kamanjab, wurde uns nach einem Telefonat der jungen Dame mit einer Firma dort bestätigt. Die Konsequenz daraus war, wir fuhren nicht wie geplant über Sesfontain nach Opuwo, die Hauptstrecke war sowieso bereits seit Wochen wegen einem Erdbeben gesperrt, sondern über die, ab Kamanjab geteerte, C35 Richtung Norden.

Wir genossen am späten Nachmittag nochmal den Pool mit der gigantischen Aussicht auf das tief eingeschnittene Tal und anschließend das leckere Dinner. Dazu gab es eine afrikanische Gesangseinlage von allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Mit dem Rhythmus noch im Ohr ließ es sich gut schlafen.

Am nächsten Morgen erlebten wir beim Frühstück ein letztes Mal die Aussicht auf die Felsformationen, die in der Morgensonne zu glühen schienen. Vor dem Auschecken besorgte ich mir noch einen der Original Grootberg Safarihüte, um nicht wie am Vortag von der hochstehenden Sonne gebrutzelt zu werden. Ein Fahrer brachte uns mitsamt unserem Gepäck mit einem betagten Landcruiser zu unserem Wagen. Dieser war nicht wieder zu erkennen. Er hatte seine ursprüngliche Farbe Weiß wieder zurück. Über Nacht hatte einer der Männer den Wagen von seiner rotbraunen Sand-Schlamm-Salz-Kruste befreit. Selbst die Felgen glänzten in der Morgensonne.

Die Etappe nach Kamanjab kannten wir ja bereits vom Vortag, heute fuhren wir sie besonders bedächtig. Einen Reifenschaden auf den vor uns liegenden 94 Kilometer konnten wir uns nicht leisten. Die Vorgehensweise an dem Seuchenkontrollpunkt war uns auch schon geläufig und so kamen wir zügig voran.

Auf einem Blatt hatte uns der Mitarbeiter der Grootberg Lodge aufgezeichnet, wie wir zu dem Reifenhändler gelangen würden. Rechts, links, links und schon standen wir auf dem Hof von North West Tyre. Der Inhaber hatte sicher burische Wurzeln und sein Umgangston mit seinen Bediensteten, den Begriff Mitarbeiter möchte ich hier nicht benutzen, hätte in Deutschland sicher recht schnell zu einem Termin beim Arbeitsgericht geführt. Die drei winzigen Hunde, die wohl seiner Frau gehörten, wuselten auf dem Gelände herum und jeder achtete darauf, dass diese verwöhnten Tölen nicht unter eines der vielen hier verkehrenden Fahrzeuge kamen. Wobei ich den Eindruck hatte, es hätte jeden hier Arbeitenden oder als Kundewartenden mit Schadenfreude erfüllt, wenn dies geschehen wäre.

Unser Anliegen war ja bereits telefonisch kundgetan worden. So durfte unser Toyota Hilux Double Cab 45 umgehend zu der Montagehalle gebracht werden. In der mit einigen Stahlpfeilern und drei Außenwänden versehenen Halle lief ein Kompressor unentwegt. Der Lärm dieses mit Verbrennungsmotor angetriebenen Ungetüms war unerträglich, aber die Abgase toppten dies um ein Mehrfaches. Alle Versuche von Heike, Herrn Bock von Hertz Windhoek zu erreichen, scheiterten und so kauften wir den neuen Reifen ohne eine Freigabe aus der Hauptstadt.

Der Stein war selbst mit Werkzeug nicht aus der Lauffläche des Reifens zu entfernen. So wurde ein neuer Pneu auf die Felge aufgezogen. Der Luftdruck aller Reifen wurde auf meinen Wunsch hin kontrolliert und angepasst.

Während der Reifenreparatur lernte ich einen Unternehmer aus Windhoek kennen, der zurzeit künstliche Wasserlöcher im Etosha Nationalpark durch bauliche Maßnahmen elefantensicher machte. Die künstlichen Wasserlöcher wurden nach und nach mit solarbetriebenen Wasserpumpen ausgestattet. Er zeigte mir auf seinem Smartphone Bilder einer Löwenfamilie, die vor einigen Tagen seine Baustelle besuchte. Er erklärte mir noch, dass das Wasserloch auch während der Bauarbeiten ungeschützt sei, während die Mitarbeiter über Nacht in einem geschützten Bereich campen.

Die Rechnung über die Reifenreparatur betrug 3.967,50N\$. Somit war der Reifen etwas teurer als in der Namibwüste. Bezahlen wollten wir wie üblich mit meiner Kreditkarte. North West Tyres verfügte offensichtlich über ein Telecashgerät, welches uns wild verkabelt vorgehalten wurde. Karte rein, Betrag bestätigt, nix geschah. Das kaum lesbare verstaubte Display meldete Error, dieses Teil stellte keine



Funkverbindung zum Mobilnetz her. Wie bereits in Terrace Bay gab es zu dem Kartenlesegerät ein zweites zur Reserve. Aber auch dieses Gerät verweigerte den Dienst. Also mussten wir in Euros bezahlen. Als Umrechnungskurs gaben wir den Tauschkurs an, zu dem wir am Vortag an der Tankstelle gewechselt hatten. Als wir vom Hof fahren wollten, hielt uns der Händler noch einmal an, wir hätten den falschen Kurs genannt und müssten noch nachzahlen. Im Ergebnis kam raus, der Kurs war zu unseren Ungunsten falsch und wir hätten Geld zurück bekommen müssen, das gab es natürlich nicht. Egal, wir waren froh, einen neuen Ersatzreifen bekommen zu haben.

Opuwo

Die Straße nach Opuwo führte uns einige Kilometer entlang des Etosha-Nationalparks. Das Gebiet des Parks ist vollständig durch einen robusten Zaun gesichert. Trotz dieser Maßnahme gelingt es immer wieder Elefanten aber auch anderen Tieren diese Hürden zu überwinden. Dementsprechend sind wiederholt Warnschilder aufgestellt, die auf querende Elefanten und Warzenschweine hinweisen.

Entlang der Strecke waren regelmäßig Bushaltestellen neben der Haupttrasse angelegt, an denen Schülerinnen und Schüler auf deren Schulbusse warteten. Es gab kleine Siedlungen und einzelne Gehöfte, wenn man diese so nennen will. Über die gesamte Etappe begegneten wir immer wieder Ziegen- und Kuhherden, die von Kindern gehütet wurden und direkt am Straßenrand weideten. Oft überquerten Tiere aus den Herden gemächlich die Fahrbahnen. Auch Schafe und Esel teilten sich mit uns den asphaltierten Bereich auf diesem Streckenabschnitt.

Dass wir uns einer größeren Siedlung näherten, bemerkten wir, als Überlandleitungen am Horizont erschienen und uns zeitweise begleiteten. Aber auch die Ausfahrt eines riesigen Steinbruchs, der von großen Sattelschleppern angefahren wurde, deutete auf zunehmende Zivilisation hin. Anhand unserer analogen Karte war uns klar, dass nach der Abzweigung zum industriell betriebenen Steinbruch die Kreuzung mit der C41 kurz bevor stand. Diese war dann, aufgrund der dort aufgestellten Polizeikontrolle weithin sichtbar.

Offizielle Fahrzeuge mit staatlichen Kennzeichen kamen uns in großer Anzahl entgegen. Dieser rege Verkehr war für Namibia ungewöhnlich. Bis heute rätseln wir, woher diese Wagen wohl kamen, wobei wir herausfanden, dass in Opuwo eine Niederlassung des namibischen Bildungsministeriums angesiedelt ist.

Über einen Pass führte die Straße hinunter nach Opuwo. Die Besiedlung war bereits seit einigen Kilometern deutlich dichter geworden. Dass der Ort, in den wir nun kamen, keine touristische Destination ist, wurde bei der Fahrt durch die Stadt bestätigt. Der erste Eindruck war ernüchternd, ein Marktflecken mit sichtbaren sozialen Brennpunkten.

Die Opuwo Country Lodge liegt auf einem Hügel oberhalb der Stadt. Der Weg dorthin war dank der guten Vorbereitung schnell zu finden. Die Strecke ist aufgrund der Bodenunebenheiten eher für Geländewagen mit entsprechender Bodenfreiheit geeignet. Es befand sich ein Gate mit Sicherheitspersonal weit vor der eigentlichen Unterkunft. Hier angemeldet konnten wir bis vor das prächtige, schilfgedeckte Haupthaus fahren. Das Gebäude bestand aus einer riesigen Halle, die mit afrikanischen Elementen geschickt in verschiedene Bereiche unterteilt war. An der





Rezeption gab es einen Begrüßungstrunk, mit dem wir die kurze Wartezeit überbrückten und uns dabei die Location genauer ansahen. Der großzügige Restaurantbereich, der offen zu der Terrasse mit dem Pool angelegt war, umfasste den wesentlichen Teil der Halle. Für Kinder aber auch für das Massageangebot gab es eine zweite Ebene in einem Teil des Gebäudes. Natürlich wurden auch landestypische Souvenirs angeboten.



Ähnlich wie auf dem Grootberg war der Pool am Berghang mit dem Ausblick auf das sich davor öffnende Tal platziert. Bei weitem nicht so spektakulär dafür deutlich größer. Der Bereich um das Becken zeigte sich im satten Grün. Ein aufwendig gepflegter Rasen war offensichtlich der Stolz der hiesigen Gärtner. Neben dem Hauptgebäude standen die Häuser mit je vier Appartements, in drei Reihen angeordnet. Die abfallende Topografie sorgte dafür, dass auch die Gäste in der zweiten oder dritten Reihe noch die tolle Aussicht genießen konnten. Jedes der Appartements verfügte über eine Terrasse, welche mit Zäunen

zum Nachbarn abgegrenzt waren. Dieser Sichtschutz war absolut nicht störend und passte sich in das Ambiente schnörkellos ein.

Die Fahrzeuge der Gäste fanden oberhalb der Wohngebäude einen Platz. Bei dem Transport unserer Koffer half uns ein Mitarbeiter, der natürlich auch ein angemessenes Trinkgeld erhielt. Heike verbrachte den Nachmittag am

Pool, während ich mich auf den Weg machte, Opuwo zu erkunden. Mit unserem Toyota ging es den Berg hinab auf die Hauptstraße. Diese fuhr ich bis zum Ende der Bebauung, drehte und die Fahrt ging langsam zurück bis zum gegenüberliegende Ende der Stadt.

Das Büro der Swapo, die früher den Befreiungskrieg führte und inzwischen die einflussreichste Partei in Namibia ist, lag direkt an der Hauptstraße. Vor nicht einmal 30 Jahren wurde man für das Tragen eines SWAPO-Symbols verschleppt und blieb womöglich verschwunden. Den Mietwagen parkte ich sicherheitshalber direkt auf dem Randstreifen vor der Polizeistation. Von dort ging es zu Fuß weiter in Richtung der Hauptkreuzung, an der das Leben der Region pulsierte. Als einziger Europäer in der ganzen Innenstadt fiel ich natürlich auf, ob es an meinem Safarioutfit oder meiner Hautfarbe lag, ließ sich nur schwer beurteilen. Bis auf einen körperlichen und verbalen Zusammenstoß mit einem Halbstarken, der offensichtlich dem Alkohol deutlich zu sehr zugesprochen hatte, fühlte ich mich nicht unsicher.

Zwei Volksstämme bestimmten das Bild der Stadt Opuwo: die Himbas und die Hereros. Trotz deren völlig unterschiedlicher Kulturen leben die Menschen hier relativ harmonisch zusammen. Das Volk der OvaHimba lebt als Nomaden mit seinen Viehherden ganz ursprünglich. Die Hereros hingegen haben während der Kolonialzeit eine neue Kultur entwickelt. Die Himbas erlebten wir im Norden Namibias in ihrer traditionellen Bekleidung, die lediglich aus einem Lendenschurz besteht, die Haut mit einer Paste aus Fett und Okra eingerieben. Die Hereros hingegen in bunten viktorianisch anmutenden Kleidern mit einem großen, breiten Hut. Bei den jüngeren Generationen waren alle Schattierungen dieser Traditionen anzutreffen. Dazu kamen Einflüsse der aktuellen westlichen



Konsumwelt. Von traditionell bis westlich chic, Lendenschurz mit Smartphone oder Hererotracht mit Highheels gab es zu sehen.

Bei meiner Wanderung durch die Hauptstraße wollte ich die Situationen natürlich auch fotografisch festhalten. Mir war jedoch bewusst, dass das Fotografieren der Menschen in ihrem Alltag nicht gerne gesehen wurde. Daher war es notwendig, die Personen vor dem Ablichten um Erlaubnis zu fragen oder unauffällig mit dem Teleobjektiv zu arbeiten. Diese Möglichkeit versuchte ich möglichst zu meiden.

Im Umfeld der Kreuzung gab es vermehrt slumartige Zustände. Die Hütten, die sich die Menschen am unteren Rand der Gesellschaft dort bauten, bestanden aus Stöcken und alten, verdreckten Plastikplanen. Frauen gingen offensichtlich der Straßenprostitution nach. Dementsprechend wurde ich auch angesprochen, jedoch nie aggressiv. Es ist zu befürchten, dass sich die Himbas in das Schicksal zahlreicher anderer indigener Völker einreihen: der Lethargie, dem Alkohol und der sozialen Desintegration. Auf den Straßen waren moderne Pickups aus japanischer Produktion, alte britische Landrover aber auch aktuelle europäische Fahrzeuge aus südafrikanischen Werken zu sehen. Daneben natürlich abenteuerlich zusammengestellte Kisten. Besonders überrascht war ich über einen Opel Corsa Pickup mit breiten Kotflügeln. Dieses Model begegnete mir später auch als Vauxhall gelabelt.

An der Kreuzung gab es einen großen Supermarkt, der wohl für die Versorgung der gesamten Region zuständig war. Hier wurde im Umfeld gehandelt, getauscht, palavert und gefeilscht. Eine Hererofrau mit Kind durfte ich auf Nachfrage fotografieren. Auf der anderen Straßenseite gab es Stände mit roten Steinen, Nüssen und Kräutern.

Darunter waren auch Sandsteine, aus denen die Himbafrauen das Okra gewinnen. Okra ist das Ocker, das mit dem Fett der Butternuss, diversen Kräutern und Gewürzen zu der Paste zur Hautpflege vermischt wird. Die Verkäuferin erklärt mir auf Englisch die Verwendung der verschiedenen Angebote. Eine Himba-Kundin ließ ich von der Inhaberin des Verkaufsstandes fragen, ob es erlaubt wäre, sie zu fotografieren. Gegen einen kleinen Geldbetrag mit dem sie ihren Einkauf zahlen könne, erlaubte sie es mir. Die junge Frau, mit einem Kopfschmuck, der erkennen ließ, dass sie verheiratet ist, schenkte meiner Pentax ein unverkrampftes Lächeln. Wie verbeugten uns dankend und jeder ging seiner Wege.



Auf dem Weg zurück zu dem Mietwagen begleitete mich eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern in ihren Schuluniformen. Sie alberten rum, wie Grundschulkinder es auch in Europa tun würden. Zwischendurch hielten wir bei einer Glucke, die mit ihren Küken am Straßenrand Körnchen aufpickte. Im weiteren Verlauf gesellte sich noch ein Straßenköter zu uns. Nach und nach verabschiedeten sich die Kinder und letztlich musste ich mit etwas Geschick den Hund abschütteln.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit Heike im und um den Pool. Wie das Ambiente des Restaurants erwarten ließ, gab es leckere Gerichte von der einheimischen Wildstrecke. Der Unterschied zwischen dem Luxus, in dem die einheimische Oberschicht und die wohlhabenden Touristen hier verwöhnt wurden, zu den Lebensbedingungen der hiesigen Bevölkerung, konnte kaum größer sein.

Vor der Rückfahrt Richtung Süden benötigte Heike für die Urlaubspost noch die notwendigen Briefmarken. Auf meiner Erkundungstour durch Opuwo am Vortag hatte ich die Poststation gesehen, so dass wir dies schnell erledigen hätten können. Während ich im Wagen wartete, musste Heike die Postmitarbeiterin erst davon überzeugen, die Briefmarken aus dem Tresor zu holen. Dementsprechend dauerte diese Aktion etwas länger und ich machte mir bereits Sorgen um meine Frau.

Wie nach Lehrbuch fuhren wir zur Tankstelle am Stadtausgang von Opuwo. Schnell umgab eine Gruppe von Himba-Frauen, die uns allerlei Schmuck verkaufen wollten, unseren Toyota. Wir mussten einige Zeit warten, bis einer der Beschäftigten und eine passende Zapfsäule frei geworden war. Den uns umlagernden Frauen, teils mit kleinen Kindern umgeschallt, machte ich mit Gesten und

einigen englischen und deutschen Wortfetzen klar, dass ich erst nach dem Tanken bereit wäre, mir die Schmuck-sachen anzuschauen. Dies klappte sogar und die Händlerinnen suchten sich zeitweise andere Kundschaft. Endlich waren wir mit dem Tanken dran, ich bestellte wie immer normal voll. Wie bei den meisten Tankstellen war Kartenzahlung nicht möglich. Nach dem Tankvorgang wechselten die namibianischen Dollar direkt an der Zapfsäule die Besitzer. Dabei bekam ich, gerade bei dem Getümmel an der Tankstelle am Rande von Opuwo, ein durchaus unangenehmes Gefühl. Keine echte Angst, aber etwas Artverwandtes würde ich sagen.

Kaum hatten die Himbafrauen das Abschalten der Tanksäule vernommen, waren sie wieder alle da. Halsketten, Arm- oder Fußkettchen und allerlei andere handwerklich hergestellte Schmuckstücke baten sie wohlfeil. Das Ganze war begleitet von einem Stimmengewirr aller nur erdenklichen Sprachen. Ich deutete auf eine der Frauen, die mir bereits vor dem Tanken aufgefallen war, sie hatte einen kleinen Jungen und ein Baby bei sich, welches vielleicht sechs Monate alt war. Sie kam zu mir und ich ließ mir ihre Auswahl an Kettchen zeigen. Ihre Preisvorstellungen waren abseits von jeglicher Realität. 100 Namibdollar pro Armkettchen, indiskutabel. Ich drehte mich weg Richtung Autotür und schon war der Preis auf 100 Namibdollar für drei Kettchen gefallen. Da wir nur zwei Töchter haben, brauchten wir auch nur zwei Kettchen. Ich suchte zwei aus dem vielfältigen Angebot aus und bot 10N\$ für diese beiden Kettchen. Daraufhin erntete ich auf dieses Angebot ein himbaisches Gezeter, also bot ich das Doppelte und reichte einen entsprechenden Schein der Frau. Sie zeigte sichtlich, dass sie damit nicht einverstanden war, gab den Schein aber auch nicht zurück. Ich drehte mich, mit den Kettchen in der Hand, zur Autotür und vernahm hinter mir etwas wie „thank you“. Ein kurzer Blick nach hinten zeigte



mir, dass sie mit dem Deal durchaus zufrieden war. Zügig stieg ich ein zeigte Heike meine neusten Errungenschaften und wir verließen Opuwo in Richtung unseres nächsten Ziels, dem Etosha Nationalpark.

Etosha

Doch bereits am Ortsausgang von Opuwo stutze ich. Die Anzeige des Boardcomputers zeigte lediglich eine Reichweite von rund 300 Kilometern. Bei einem vollen Tank sollten es jedoch über 600 Kilometer sein. Hatte der Tankwart den Tank womöglich nicht vollständig befüllt? Der Zeiger der analogen Tankuhr zeigte ebenfalls auf halb-voll, stieg aber extrem langsam Richtung dreiviertel Füllung. Diese Situation bewegte uns noch über die nächsten 300 Kilometer. Ständig war ich am Rechnen, ob die Tankfüllung bis zu der Tankstelle im Etoshapark reichen würde, oder ob wir wieder die Shelltanke mit den lahmen Hilfskräften in Kamanjab ansteuern müssten.

Die Strecke, durchgängig geteert, kannten wir bereits von der Hinfahrt am Vortag. Zuerst die C41 bis zur großen Kreuzung mit der Polizeistation, dann südlich an der Ausfahrt des Steinbruches vorbei immer weiter Richtung Kamanjab. Die Bushaltestellen, die Ziegenherden mit den Kindern die diese hüteten und die Ziegen, die sich völlig unbeeindruckt von hupenden weißen Pickups zeigten, als wüssten sie, dass darin europäische Fahrer saßen, deren Frauen auf dem Beifahrersitz schon von weitem riefen: „Pass auf, fahr langsam, schau doch die kleinen Ziegen!“ kannten wir bereits.

Aus dem Westen kommend erfolgte unsere Einfahrt in den Etosha Nationalpark durch das Galton Gate. Die Freigabe dieser Zufahrt für Selbstfahrer erfolgte erst im Jahr 2014, daher konnte der westliche Bereich von Etosha lange Zeit nur in geführten Gruppen bereist werden. Mit

Fördergeldern wurde dieses Areal des Schutzgebietes in den letzten Jahren touristisch aufgewertet, dies ohne tiefgreifende Eingriffe in die Ökologie. Die von uns, für die ersten zwei Nächte im Etosha Nationalpark, gebuchte Unterkunft war auch im Zuge dieser Maßnahmen errichtet worden.

Am Galton Gate erfolgte die übliche Registrierung. Wir wurden zusätzlich gefragt, ob wir Waffen mit uns führen würden. Nicht, dass dies verboten wäre, nein wir hätten diese anmelden müssen. Das mit der unterschiedlichen Anzeige der Tankuhr und die des Boardcomputers machte mir noch immer Kopfzerbrechen, allerdings verringerte sich die Abweichung zusehends.

Der Eintritt für vier Tage betrug 760 N\$, dazu erwarben wir eine Übersichtskarte des Parks mit den Unterkünften, den Wasserlöchern und Illustrationen vieler hier anzutreffender Tiere. Die Investition in diese Karte war gut angelegt, wir nutzten die Landkarte aber auch die Bilder zur Bestimmung der Tiere, die uns begegneten ständig.

Da in allen uns vorliegenden Beschreibungen das Tierreichtum in dem westlichen Teil des Parks als geringer eingestuft war, machten wir uns nicht allzu viel Hoffnung, bereits auf der Fahrt zum Dolomite Camp aufregende Begegnungen zu erleben. Ohne Elefanten oder Löwen gesehen zu haben, wollte ich das südafrikanische Land nicht verlassen. Dies erzeugte eine Art Erfolgsdruck. Nach wenigen gefahrenen Kilometern stand ein weißer Volkswagen Citi Golf mit südafrikanischem Kennzeichen auf der Piste. Wir merkten recht schnell, dass in direkter Nähe des Wagens ein Elefant am Straßenrand stand. Ich hielt sofort an. Wir waren total aufgeregt, hatten wir doch absolut nicht damit gerechnet, so schnell einen Elefanten zu Gesicht zu bekommen. Von den Freunden von uns, die





bereits Namibia bereist hatten, gab es einige die weder Elefanten noch Löwen gesehen hatten.

Der Elefant verschwand langsam zwischen den halbhohen Bäumen. Der Golf und wir setzen unsere Fahrt fort. Nicht weit entfernt kreuzte eine Zebraherde von rund 30 Tieren unseren Weg. Die Zebras verhielten sich recht unaufgeregt und gaben uns die Gelegenheit, tolle Fotos zu machen. Aber das war noch nicht alles. Ein Elefant kam von rechts auf unseren Toyota Pickup zu und das nicht gerade sehr langsam. Hier war es nun völlig egal, ob ich auf der linken oder rechten Fahrbahnseite fuhr beziehungsweise stand. Trotzdem sauste die übliche Routineabfrage durch mein Hirn: Wo ist links? Fahren wir links? Ist das wirklich links? Gesucht hatte ich eigentlich, wie man sich bei einer Begegnung mit Elefanten auf einer Straße verhalten sollte. Dazu hatte ich oft genug Verhaltensregeln in den Reiseführern studiert, aber die waren wohl in der zuständigen Hirnregion mit: Wo ist links? Fahren wir links? Ist das wirklich links? überschrieben worden.

Was mir jedoch ganz klar erschien, der Fotoapparat musste sofort raus. Dieser lag mit angeflanschem Teleobjektiv in der Türtasche und war umgehend betriebsbereit. Langsam fahren und ruhig verhalten, hieß es wohl in den Reiseführern. Als der Elefant auf unserer Höhe war, stellte er seine Ohren auf und drohte uns laut. Egal, was in den Reiseführern stand, runter schalten und Vollgas hielt ich für angebracht. Auf den ersten Metern wurde das Rüsseltier im Rückspiegel größer, bevor wir den Abstand vergrößern konnten. Herzklopfen pur.

Wenige Minuten später kreuzte eine Giraffe mit riesigen Schritten unseren Weg. Fantastisch, wie sich diese graziösen Tiere bewegen. Es sah aus, als geschähe alles in Zeitlupe, dabei war sie richtig schnell unterwegs.

Während und vor der deutschen Kolonialzeit konnten die Wildtiere auf ihren Wanderungen bis zur Atlantikküste ziehen. Dabei gab es deutlich mehr Möglichkeiten, Wasser zu finden. Mit der Erklärung des Völkerbunds 1920, Namibia zum Mandatsgebiet der Südafrikanischen Union zu machen, wurde von dessen Regierung umgehend das Etosha Schutzgebiet verkleinert. Dadurch fielen die Wanderungswege für die Herdentiere weg. Um den Wasserbedarf zu decken, wurden künstliche Wasserlöcher angelegt. Solche Wasserlöcher lagen auch entlang unserer Strecke.

Am ersten Wasserloch mit dem Namen „Renostervlei“ konnten wir bereits viele Tiere beobachten. Oryx-Antilopen, Zebras und Strauße tummelten sich um den künstlich angelegten Tümpel, der über einen Brunnen mittels Pumpe mit Wasser versorgt wurde. Die Zebraherde bestand aus rund 30 Tieren, darunter auch ein neugeborenes Babyzebra. Dieses hätte Heike gerne mit nach Hause genommen, passte aber nicht ins Handgepäck. Bei der Weiterfahrt begegneten uns Perlhühner, Impalas und Elenantilopen. Reges Leben in einer verdorrten Landschaft. Aus einem Zebrakadaver war das Leben offensichtlich schon länger entwichen. Im wahrsten Sinne der Worte „nur noch Haut und Knochen“.

Auch am zweiten Wasserloch, das wir heute anfuhrten, gab es Fotomotive. Zu den allgegenwärtigen Oryx gesellten sich hier Springböcke. Einer der elegantesten Vögel, ein Sekretär, landete direkt vor uns. Von der Figur ähnelt er eher einem Kranich, gehört aber zu den Greifvögeln. Hinter unserem Zeitplan waren wir aufgrund der vielen Tiersichtungen weit zurück. Doch eine Elefantenfamilie, die sich uns friedlich präsentierte, hielt uns ein weiteres Mal auf.



Dolomite Camp

Endlich gegen 14:00 Uhr erreichten wir das Dolomite Camp. Dieses Camp bestand aus 20 Chalets, die auf einer langgestreckten, felsigen Hügelkette angelegt waren. Die überdachten Parkplätze, ähnlich wie beim Sossusvlei, lagen unterhalb der Anlage. Ein Shuttledienst erfolgte mit einem wendigen Kubota Mehrzweckfahrzeug. Beim Einchecken gab es diesmal andere Infos. Mit einer klaren Ansage wurde uns verboten das Camp zu verlassen und nachts war es nur erlaubt sich in Begleitung von Personal auf dem Gelände zu bewegen. So sollte man auch den Weg vom Restaurant zu seinem Zeltchalet mit einem Mitarbeiter zurücklegen. Auf den steilen Gassen fuhren ständig Shuttlefahrzeuge und rangierten geschickt auf dem engen Weg, um Gäste und deren Gepäck zu transportieren. So kamen auch unsere Koffer in die Nähe unseres Chalets. Die letzten Meter half uns ein großer, kräftiger Page die Koffer in unsere Unterkunft zu bringen.

Auch das Dolomite Camp verfügte über einen Poolbereich. Heike zog es vor nach der aufregenden Anreise am Pool zu entspannen, während ich mich für eine geführte Foto-Safari entschied. Die Fahrt mit einem Guide wurde uns beim Einchecken empfohlen. Als ich diese dann für den Nachmittag anmelden wollte, wurde mir mitgeteilt, dass dieses Angebot nur zustande käme, wenn mindestens zwei zahlende Gäste sich dafür entscheiden würden. Ich meldete mich an und hoffte darauf, dass dies zumindest noch ein Tourist tun würde. Zur Abfahrtszeit stand ich dann alleine bei dem Ranger. Da ich diese Safari unbedingt machen wollte, entschloss ich mich dazu, alleine zum doppelten Preis die Fahrt anzutreten.

In einem Toyota Landcruiser fuhren wir vom Parkplatz des Dolomite Camps die Piste zurück, die Heike und ich

gestern gekommen waren. Ein Großer-Kudu mit mächtigem Schraubengehörn machte seinem Namen alle Ehre. Giraffen versteckten sich in Bäumen und Gruppen von Springböcken belebten die Landschaft. An dem Wasserloch erwarteten uns bereits Kuhantilopen, die international „Red Hartebeest“, entsprechend ihrer burischen Bezeichnung genannt werden. Mehrere Giraffen waren im Umfeld der Tränke zu sehen und eine Elen Familie mit Jungtier kam ungefähr zur selben Zeit wie wir an. Springböcke, das hatten wir inzwischen bereits gemerkt, gab es eigentlich überall. Eine Riesentrappe landete ganz in der Nähe.

Unterwegs zum nächsten Wasserloch entdeckten wir eine Elefantenfamilie mit Baby. Dieses wurde gerade von dessen Mutter gesäugt. Erstaunlich, wie vorsichtig und feinfühlig die riesigen Tiere mit ihrem Jungtier umgingen. Die Zitzen liegen bei den Elefanten, im Gegensatz zu den meisten anderen Säugetieren, zwischen den Vorderbeinen. Mit ihrem Rüssel führte das Muttertier den Babyelefanten ganz behutsam zu den Milchdrüsen. Nachdem wir eine gute Viertelstunde dem Schauspiel zugeschaut hatten, ließen wir das Familienglück alleine und machten uns auf den Weg nach Jakkalswater. Ich war gespannt, ob wir dort einen Schakal beim Wasser entdecken würden. Der Ranger lenkte den Wagen schon bald ab von der Hauptstrecke auf einen gesperrten Weg, dessen Straßenzustand deutlich schlechter war. Fotografieren während der Fahrt war aufgrund der Bodenwellen und Schlaglöcher nicht möglich. Zwischen felsigen Hügeln hindurch, war diese Piste eine Abkürzung nach Jakkalswater.

Tatsächlich, kurz nach unserer Ankunft trotte ein gelangweilter Schwarzückenschakal an uns vorbei, nahm ein paar Schluck Wasser, trotte weiter, kackte in die Landschaft und verschwand. Giraffen tranken eine nach der anderen

aus dem Wasserloch. Diese langbeinigen Tiere müssen zur Wasseraufnahme ihre Vorderbeine extrem spreizen und dann ihren langen Hals maximal nach unten beugen, um mit der langen Zunge das erfrischende Nass zu erreichen. Während dieser Situation sind die Tiere völlig wehrlos, können auch nicht flüchten und daher zu einem Opfer großer Raubtiere werden. Um dies zu verhindern, halten die anderen Giraffen während eine trinkt Wache.



Der Ranger machte mich auf ein hellgraues Etwas aufmerksam, welches in maximaler Entfernung aus dem lichten Grün auftauchte. Durch das Teleobjektiv erkannte ich, dass es sich um ein junges Nashorn handelte. Nur sehr langsam und zögerlich näherte sich das Rhino. Während ich wie gebannt zuschaute, erzählte mir mein Begleiter, dass die Mutter des Kleinen gewildert worden war und das Jungtier nun ohne deren Obhut aufwachsen müsse. Mit dessen Alter von rund 18 bis 24 Monaten könne dies mit etwas Glück gelingen. Irgendwann drehte das Nashorn ab und verschwand wieder, ohne zu trinken im Dickicht. Jetzt machte mich der Ranger darauf aufmerksam, dass alle Giraffen angestrengt in eine Richtung schauten. Auch wir richteten unsere Blicke dort hin und tatsächlich, gut getarnt kamen zwei männliche Junglöwen auf das Wasserloch zu.



Gelernt hatte ich jetzt, dass man Löwen gut entdecken kann, wenn man auf die Blickrichtung der Giraffen achtet. Das Warnsystem, um ihre Artgenossen vor einem überraschenden Löwenüberfall zu warnen, funktionierte also. Die beiden Löwen waren sich ihrer Ausstrahlung bewusst. Arrogant stolzierten sie auf das Wasserloch zu und genossen sichtlich, dass die vor Ort befindlichen Tiere unruhig wurden. Unsere Anwesenheit führte lediglich dazu, dass die beiden uns über eine längere Zeit intensiv fixierten, bevor sie sich gemächlich in den Sand legten. In entgegengesetzter Richtung entwickelten sich in der nachmittäglichen Hitze ein Windwirbel. Der dabei aufgewirbelte Sand bildete nach und nach eine undurchsichtige Wand. Diese Sandwand wanderte zuerst langsam und dann zunehmend schneller auf uns zu. Wir gingen in unserem offenen Geländewagen in Deckung, soweit es ging, und der Sandsturm zog über uns hinweg. Während dies geschah, wurde es regelrecht dunkel.



Um diese Erfahrung reicher, machten wir uns auf den Weg zurück. Eine Herde von Gnus kreuzte unsere Piste, bevor wir wieder auf die offizielle Straße einbogen. Die vereinbarte Dauer der Safari war bereits über eine Stunde überzogen, als wir den Parkplatz des Dolomite Camps erreichten. Diese geführte Exkursion hatte sich trotz des erhöhten Preis gelohnt. So vorbereitet konnten wir am nächsten Tag auf eigene Faust los. Heike traf ich noch im Poolbereich an und wir machten uns kurz darauf auf um uns für das Abendessen fertig zu machen. Der Weg zu unserm Chalet war steil und weit, so konnten wir den wunderbaren Sonnenuntergang in aller Ruhe genießen. Vor unserer Unterkunft auf den Felsen saßen unzählige Klippschliefer. Heike hatte diese bereits bevor ich kam entdeckt und fotografiert. Diese possierlichen Tiere erinnern an Meerschweinchen, genetisch gehören sie jedoch eher zu den Elefanten.





Das Camp besaß zwei Restaurantgebäude, die bergseitig oberhalb des Poolbereichs lagen. Wir hatten uns beim Einchecken bereits für beide Abende zum Abendessen angemeldet, so waren, als wir bei dem Restaurant ankamen, zwei Plätze für uns reserviert. Etwas unsicher suchten wir den uns zugeordneten Tisch und fanden ihn im oberen Gebäude. Am Kopf einer Tafel hatte man für Heike und mich eingedeckt. Von den anderen Gästen, die bei uns sitzen würden war noch niemand zu sehen. Die Tischdekoration bestand aus von der Sonne gebleichten Kuduhörnern. Obwohl wir zur angekündigten Uhrzeit das Restaurant erreicht hatten, mussten wir noch recht lange darauf warten, dass die zuständige Servicekraft auftauchte. Inzwischen waren auch die anderen Gäste eingetroffen und hatten neben uns Platz genommen. Die Karte umfasste einige interessante Gerichte, deren Grundlage hauptsächlich einheimisches Wildfleisch darstellte. Vor-, Haupt- und Hauptspeise galt es auszuwählen. Für mich wie immer Coke light und Heike entschied sich für ein Windhoek Lager. Nun galt es, sich wieder in Geduld zu üben. Der Service war extrem träge. Sicher von dem Küchengebäude zu dem oberen Restaurant waren es einige Höhenmeter, trotzdem dauerte alles sehr lange. Wir speisten gut, unterhielten uns angeregt mit unseren Tischnachbarn und entschlossen, uns dann irgendwann zwischen Hauptspeise und Dessert auf den Rückweg zu unserem Chalet zu machen. Da keinerlei Servicekraft auffindbar war, gingen wir ohne schützende Begleitung mutig zu unserm Häuschen.

Unser Chalet mit der Nummer 18 war gen Osten ausgerichtet. Wir blickten von unserm Balkon über eine weite Ebene. Es war die ideale Lage, um am frühen Morgen den Sonnenaufgang in all seiner Pracht zu genießen. Am Fuß der Bergkette tobte eine Pavianmeute, die die Nacht in den Bäumen unterhalb unseres Domizils verbracht hatte.

Die Klippschliefer lauerten zwischen den Felsen und erwarteten die wärmende Sonne und eine „Fliegende Banane“, wie der Gelbschnabel Tokko hier genannt wird, weckte mit seinem Ruf die Touristen die noch schliefen. Am Frühstückstisch bedienten sich Webervögel an dem reich gedeckten Buffet.

Nach dem Frühstück machten wir uns auf eigene Faust auf Pirschfahrt. Tanknadel und Boardcomputer zeigten nun wieder nachvollziehbare Werte, so dass wir entspannt starten konnten. Zuerst steuerten wir das Wasserloch Dolomietpunt direkt am Dolomite Camp an. Von der Spitze der Bergkette hatten wir dieses bereits in Augenschein nehmen können. Unsere Nachbarn der letzten Nacht, die Paviane, kamen gerade zur Morgenwäsche dort an. Vorweg deren Chef in deutlicher Pose, dahinter die Weibchen und überall umher tollten die übermütigen Jungen. Schwärme von Vögeln, vielleicht Rebhühner oder etwas Ähnliches, nahmen auch Wasser zu sich und schwirrten ab und an auf. Am Wasserloch waren diesmal Steinböckchen zu sehen. Diese Steinböcke haben allerdings weder Ähnlichkeit, noch sind sie mit den europäischen, alpinen Steinböcken verwandt. Vielmehr handelt es sich um eine kleine Antilopenart. Natürlich waren auch Oryx, Zebras, Kudus, und Giraffen zum Frühstück am Wasserloch erschienen.

Anhand der am Galton Gate erworbenen Karte hatten wir uns eine Route für den heutigen Tag ausgearbeitet. Dies war auch recht einfach zu erledigen, da es ja nur wenige Straßen durch den Nationalpark gab. Das nächste Wasserloch auf der Karte hieß Duineveld, auch aus dem Namen war klar zu lesen, wie dessen Umfeld wohl aussah. Dort angekommen gab es wieder viele Wildtiere zu sehen. Auf eine Aufzählung verzichte ich und werde im weiteren Verlauf des Reisetagebuches nur besondere Vorkommnisse mit Tieren schildern.



Am Wasserloch Nomab trappten Warzenschweine zur Tränke. Großer Kopf, knochiger Körper auf dünnen Beinen, das Ganze in einer lustigen Gangart, sehr amüsant. Zwei Geier beobachteten die Szene ohne Anzeichen, sich an dem regen Leben zu beteiligen. Auf der Weiterfahrt nach Olifantsrus lag ein Gnuskelett am Straßenrand. In der Nähe dieses Wasserlochs gab es einen eingezäunten Bereich in dem sich ein Campingplatz befand. Hier waren sicher die Arbeiter untergebracht, die sich um die Modernisierung der künstlich angelegten Wasserlöcher kümmerten, wie es mir deren Chef in Kamanjab erzählt hatte. Deren Baustelle entdeckten wir einige Kilometer weiter am Wasserloch Tobierone. Von dem Chef war leider nichts zu sehen, er hätte sich bestimmt gefreut, uns wieder zu sehen.

Hinweise auf Tiere oder Sehenswürdigkeiten in Sichtweite der Straße gab es anhand der Autospuren auf der Piste. Ungewöhnliche Fahrmanöver hinterließen entsprechende Abdrücke in dem Schotter. So kam es auch, dass wir eine Löwenfamilie am Straßenrand entdeckten, an der wir ohne diese Hinweise wahrscheinlich vorbeigefahren wären. Zwischen Büschen lag eine ganze Familie gut getarnt direkt am Wegesrand. Sie ließen sich von unserer Anwesenheit, sogar von meinem Umparken, um in eine bessere Position zum Fotografieren zu kommen, nicht stören. Bei Sonderkop gab es sogar eine Toilette, die minimalistisch gesichert war. Mutig hatte ich bereits vorher den Toyota Hilux verlassen um eine ungesicherte Buschtoilette aufzusuchen. Wir kehrten zurück zum Olifantsrus Camp, um dort links Richtung Galton Gate abzubiegen. Das erste natürliche Wasserloch mit dem Namen Okawao war annähernd ausgetrocknet. Zwei Kampfadlern reichte das wenige Nass, um sich zu erfrischen. Am Wasserloch Duikerdrink hoffte ich, Ducker-Antilopen zu sehen. Anstatt derer erlebten wir die ersten Elefanten am Wasser. Die

drei Dickhäuter hatten förmlich eine Choreografie eingeübt und präsentierten uns diese.

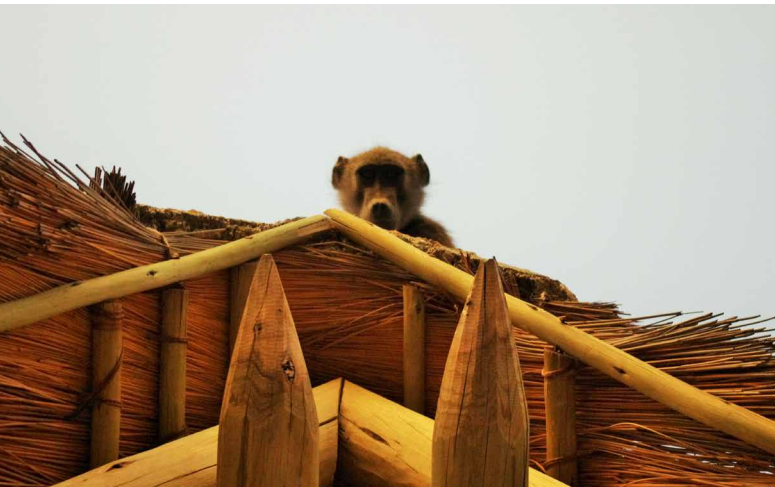
Nun waren wir auf der Strecke, die ich am Vortag bereits mit dem Ranger befahren hatte. Am Jakkalswater erzählte ich Heike von der Begegnung mit dem jungen Nashorn und tatsächlich tauchte es kurz darauf an derselben Stelle auf und kam diesmal auch bis zum Wasserloch. Die Narben auf seiner Haut zeigten, dass das junge Tier schon einige Erlebnisse gut überstanden hatte. Heike überzeugte mich, nicht die gespernte Abkürzung zu nehmen. Auf dem Weg zum Wasserloch Klippan, begegneten wir der Elefantenfamilie mit dem Neugeborenen wieder. Aber auch die anderen Jungelefanten entsprachen noch dem Kindchenschema und waren daher sooo süß.

Im Dolomite Camp angekommen wollten wir uns wieder einmal bei unseren Kindern melden. Telefonempfang gab es auf dem Weg oberhalb des Haupthauses. Die Stelle entdeckten wir nur daher, da sich dort ständig die Mitarbeiterinnen des Camps aufhielten, um zu telefonieren. Wir waren froh die Stimmen unserer Töchter am Telefon zu vernehmen, in wie weit dies umgekehrt der Fall war...? Oberhalb der Telefonierstelle, in direkter Nähe des „Gipfels“ von der Dolomite Bergkette, galt es wieder einen Geocache zu finden. Die Bergkuppe war gänzlich unbewachsen. Die Felsen und das gesamte Gestein zeigten keinerlei durch Erosion abgerundete Kanten wie wir es üblicherweise kennen. Ein Berg von Steinen scharf wie Glasscherben galt es mit größter Vorsicht zu erklimmen. Die Kraxelei hatte sich dann aber auch gelohnt. Der Cache bestehend aus einem Logbuch in einer PET-Flasche war schnell gefunden und den tollen Ausblick konnte ich auch genießen. Das anschließende leckere Abendessen verlief ähnlich wie am Vorabend. Erstaunlicherweise war von den Klippschliefern an diesem Abend nichts zu sehen.





Die zweite Nacht endete früher als geplant. Um unser Chalet tobten und stritten die Paviane, auf dem Dach war Affenparty. An ein Ausschlafen war nicht zu denken. Also zog ich was an und machte mich mutig auf den Balkon. Als ich nach oben schaute, schaute mir ein Pavian vom Giebel direkt ins Gesicht. Wir zuckten beide erschrocken zurück. Schnell bewaffnete ich mich mit meiner Kamera und konnte so bei unserer zweiten Begegnung einen Schnappschuss von dem Randalen machen.



Auf der Fahrt Richtung Westen arbeiteten wir Wasserloch für Wasserloch ab. Eine riesige Überraschung erlebten wir am Osonjuji m'Barī. Bereits an der Abzweigung von der Hauptstraße begegneten uns zahllose Strauße und Zebras. Langsam näherten wir uns dem Halteplatz am Wasserloch. Hunderte von Springböcken, unzählige Zebras und Gnus, dutzende von Oryx- und Elenantilopen bevölkerten die Landschaft. Ein fantastisches Bild bot sich uns und den bereits vor uns angekommenen Reisegruppen. Alle Tiere verharren, weil sich direkt am Wasserloch ein Löwenpärchen breit gemacht hatte. Vorsichtig versuchten einige mutige Springböcke, das Wasser zu erreichen, aber sobald sich einer der beiden Löwen auch nur minimal bewegte,

schreckten alle Tiere wieder zurück. Ein mutiges Zebra ohne Schwanz, das kam wohl vom mutig sein, schaffte es wirklich bis zur Tränke. Das Löwenweibchen stand gelangweilt auf und sprang kurzentschlossen über eine Bodensenke. Hunderte von Antilopen, Zebras, Gnus und Strauße wichen panisch zurück. Dabei wirbelten deren Hufe und Klauen so viel Staub auf, dass sich die Sicht für einige Minuten auf wenige Meter reduzierte. Zwischen den gestressten Zebras kam es zu heftigen Kämpfen mit Bissen und Huftritten. Die arroganten Löwen wichen keinen Meter zur Seite. Eine Warzenschweifamilie, die sich in trippelndem Gänsemarsch, zwischen den großen Tieren hindurch ihren Weg bahnte, tangierte die Anwesenheit der Löwen scheinbar gar nicht. Unbeeindruckt gelangte sie so zur Tränke, die sie ausgiebig nutzten, bevor sie in gleicher Weise verschwanden, wie sie gekommen waren. Um eine bessere Perspektive zu haben, kletterte ich halbwegs auf unser Wagendach. Tiere soweit wir schauen konnten und das im 360 Grad Panorama. Wir verbrachten über eine Stunde staunend und immer etwas Neues entdeckend vor Ort.

Ungefähr in der Mitte des langgestreckten Etosha Nationalparks liegt der Geisterwald, den wir als Nächstes besuchten. Scheinbar abgestorbene Bäume, die nur eine kurze Zeit, während es regnet, ihr Grün zeigen, gaben dem Gebiet seinen Namen. Ein Elefant am Pistenrand machte uns deutlich, von was diese Tiere während der Trockenzeit leben. Die ganze Krone von Bäumen zermalmte er, nachdem er diese entwurzelt hatte.





Pech gehabt 3

Okaukuejo hieß unsere nächste Station. Hierbei handelt es sich um ein gut ausgebautes Camp mit unterschiedlichen Möglichkeiten zu nächtigen, Pool und Supermarkt gibt es, ebenso eine Tankstelle. Während Heike den sanitären Bereich aufsuchte, bestieg ich den aus der Gründerzeit erhaltenen Turm. Anschließend ließen wir uns am Kiosk zwei Sandwichs machen und genossen diese in aller Ruhe. Von hier aus befuhren wir den touristisch weitaus höher frequentierten Teil des Schutzgebietes, was sich auf den Pisten auch durch das vermehrte Aufkommen von Bussen bemerkbar machte. Da die Straße am Rande der eigentlichen Etoshapfanne entlang verlief, hatten wir einen guten Ausblick auf diese ebene Fläche. In der Ferne sahen wir das Haas-Island als ein dunkler Streifen am Horizont. An den Wasserlöchern trafen wir nun vermehrt

Elefantenfamilien an. Eine dieser Familien hatte weit über 20 Mitglieder in jeder Altersklasse. Dass sich die jungen Elefanten im Wasser wohlfühlten, merkte man ihnen deutlich an. Es wurde geplatscht, getunkt, getobt, aufeinander geklettert und sich mit Wasserpflanzen geschmückt. Nachdem wir diese Szene verlassen hatten, begegneten wir unserem ersten ausgewachsenen Breitmaulnashorn. Es fraß gemütlich, den Kopf bis auf den Boden gesenkt, wie es sich für ein White Rhino gehört, Gräser.

Im weiteren Verlauf wollten wir einen Stichweg zur Springbockfontaine, einer Quelle, die ein natürliches Wasserloch speist, nehmen, sahen aber bereits aus der Ferne eine mächtige Staubwolke. Diese wurde von einer Gruppe von Elefanten aufgewirbelt, die sich anschickten, genau die von uns geplante Piste zu überqueren. Verständlicherweise gewährten wir den rund vierzig Tieren die Vorfahrt. Die Sonne bereitete sich bereits auf ihren Untergang vor, als wir das Namotoni-Fort erreichten. Hier wollten wir für die nächsten Tage unser Quartier nehmen. Die übliche Prozedur an der Rezeption mit Schlüsselübergabe war schnell erledigt. Als wir dann wieder vor die Tür traten, stand unser Toyota Hilux Double Cab etwas schräg auf dem Parkplatz. Geneigt nach hinten links. Natürlich, wie sollte es anders sein, wir hatten erneut eine Reifenpanne.







Diesmal konnte ich noch mit der wenigen Luft, die in dem Pneu verblieben war, bis zur gegenüberliegenden Tankstelle fahren. Das Team dort war ganz relaxt und so kam das Rad von der Achse und die Ursache des Luftverlustes wurde unter einem Wasserstrahl aus einem Schlauch gesucht. Genau wie ich das bereits als Kind bei den Fahrradschläuchen getan hatte. Siehe da, es gab Prullen, wie wir in Hessen zu Luftblasen sagen. Das Loch war wahrscheinlich durch das Überfahren eines Astes mit Dornen entstanden.



Das Reparaturset bestand aus einer Reibahle, mit der das bestehende Loch vergrößert und gereinigt wurde, einem Kautschukstreifen, der mit einem Vulkanisierungsmittel bestrichen und mittels eines, einer Häkelnadel ähnelndem, Werkzeugs in das Loch befördert wurde. Bereits nach fünf Minuten konnte der Reifen unter Druck gesetzt und auf Dichtheit überprüft werden. Das gesamte Rad kam dann wieder an den Wagen. Im Anschluss ließ ich nochmals, wie bereits in Kamanjab, den Luftdruck aller Reifen überprüfen. Dieser war zwar überwiegend gleich hoch, aber entgegen der Angaben im Tankdeckel viel zu niedrig. Dass der empfohlene Luftdruck im Tankdeckel oder im Bereich der Türzarge der Fahrertür bei eigentlich allen Fahrzeugen vermerkt ist, war wohl bei den hiesigen Tankstellenmitarbeitern wenig bekannt. Mit 300 N\$ war dies eine super günstige Reparatur.

Namutoni

Unsere Unterkunft war diesmal nicht ganz so exquisit wie die meisten zuvor. Es waren flache Bungalows, die inmitten der großen gesicherten Anlage errichtet worden waren. Das ehrwürdige, weißgetünchte Fort verlieh dem Camp seine besondere Note. Ein Wasserloch mit Beleuchtung sollte uns auch in der Dunkelheit die Beobachtung von wilden Tieren ermöglichen. Aber ehrlich gesagt, gesehen haben wir wohl nix, aber manchmal hatten wir zumindest das Gefühl, wir würden was sehen. Das Abendessen gab es in einer Art Mensa mit Biergarten. Nachdem der Tisch und die Stühle mittels gefalteter Servietten wackelfrei gemacht wurden, erhielten wir ein erstaunlich gutes Mahl. Nur über einen Touristen, der wohl einige Freunde zu der Reise eingeladen hatte und denen beweisen musste, was für ein Held er ist, regte ich mich maßlos auf. Er behandelte das Servicepersonal in einer Art, wie es wohl zu Zeiten des Apartheitsregimes üblich war.

Auf dem Weg zum Frühstück wurden wir von Zebramanusten begleitet. Diese kleinen Raubtiere ernähren sich üblicherweise von Skorpionen und Schlangen. Hier im Camp wohl einfacher mit Butter und anderen Leckereien, die vom Tisch fallen. Graulärmvögel und Tokkos saßen in den Bäumen und zauberten eine afrikanische Klangkulisse. Das Frühstücksbuffet war wie üblich reichhaltig und abwechslungsreich. Anschließend begaben wir uns auf einen Bummel durch die Curio Shops, die sich im Fort eingerichtet hatten. Curio Shops sind Läden, in denen man allerlei Mitbringsel erwerben kann.

Für den weiteren Tag hatten wir eine Rundfahrt durch den östlichen Teil des Parks vorgesehen. Über eine Nebenstrecke ging es direkt an der Küste der ausgetrockneten Etoshapfanne entlang. Danach überquerten wir die



Hauptstraße, um durch das bergige Gelände rund um die Heliohills nach Halali zu gelangen. Unterwegs kam uns einmal ein mächtiger Elefant sehr nahe. So nahe, dass ich es vorzog, zügig das Weite zu suchen. Am Wasserloch Goas, welches recht bevölkert war, gab eine Warzenschweifamilie eine Show. So richtig suhlen war das Motto und der Chef der Truppe rieb sich genüsslich sein Hinterteil an Steinen und in der Kuhle. Wir mussten unwillkürlich an Pumbaa aus dem Musical „König der Löwen“ denken. Das Bild der Landschaft änderte sich immer wieder. Mal war alles in ein mehliges Weiß getaucht, mal ergrünte die Vegetation bereits. In einem der schon gut belaubten Bäume entdeckten wir wohl einen Milchuhu. Dank der Illustrationen in der Etoshakarte konnten wir dieses seltsame Tier benennen.

In Halali genossen wir ein Eis und fütterten zur Freude einiger Tourikinder Rotschulterglanzstare. Auf dem folgenden Streckenabschnitt hatten wir mehrfach das Vergnügen, der kleinsten Antilopenart zu begegnen, dem Damara Dik-Dik. Und wie von Touristikmanagern aufgestellt, präsentierten sich die Schwarznasen Impalas am Rande eines Wasserloches, so dass deren Bild auf der Wasseroberfläche reflektiert wurde. Bienenfresser oder eine Art Eisvögel jagten gekonnt nach Fischen in einem der Wasserlöcher. Ein besonderes Erstaunen rief ein am Rande der Piste stehender „Weißer Elefant“ hervor. Er bewegte sich fast nicht und sein Körper war durchgängig mit weißem Lehm bedeckt. Erst als er begann, weiter zu laufen, wurde eindeutig klar, dass es sich nicht um eine Gipsskulptur handelte.



Am späten Nachmittag machte ich mich noch einmal allein auf Pirschfahrt rund um die Fischer Pan. Bereits am ersten Wasserloch Klein Okevi entdeckte ich ein tolles Fotomotiv: ein Kampfadler der ein Perlhuhn erbeutet hatte. Um ganz ehrlich zu sein, das tote Perlhuhn in seinen Krallen entdeckte ich erst beim Betrachten der Bilder am Laptop. Groß Okevi bot verspielte Tüpfelhyänen mit Giraffen und Singhabicht. Der Höhepunkt dieser Tour war jedoch das Aufeinandertreffen von zwei Spitzmaulnashörnern mit einem Elefanten am Tsumcor Wasserloch. Der Elefant machte recht deutlich klar, dass er der Herr am Teich ist und so zogen sich die „Black Rhinos“ murrend zurück. Bei der weiteren Umfahrung der Fischer Pan, die auch völlig ausgetrocknet war, gab es keine Tiere mehr zu sehen. Dafür erblickte ich aus der Entfernung außerhalb des Parkgeländes eine Nobellodge. Den letzten Stopp vor der Rückkehr nach Namutoni legte ich bei Two Palms ein. Bei den beiden Palmen kamen mir zwei älteren Frauen mit ihrem PKW entgegen. Aufgrund der bereits vorgerückten Tageszeit war mir völlig unklar, wo die Beiden wohl hin wollten. Ich war jedenfalls rechtzeitig vor Toreschluss und zum Abendessen zurück.

Nun hieß es, Abschied von dem Etosha Nationalpark zu nehmen. Einen letzten Abstecher zum Klein Namutoni Wasserloch machten wir jedoch noch. Und wie zum Abschied bestellt, waren noch einige Tiere angetreten, um uns gebührend zu verabschieden. Eine Gruppe von vier Elefanten präsentierte sich am Wasser und eine Löwenfamilie faulenzte entspannt nicht weit entfernt. Der Pascha kümmerte sich einmal kurz um sein Weibchen und wir fuhren zurück auf die Hauptstraße, die in diesem Bereich sogar asphaltiert war. Es waren noch rund zehn Kilometer bis zum Von Lindquist Gate. Nun hatten wir Zeit, die mächtigen Eindrücke der letzten Tage revuepassieren zu lassen.









Waterberg

Durch das Gate ging die Fahrt weiter Richtung Tsumeb, einer Bergbaustadt mit ca. 20.000 Einwohnern. Über die B1, eine Fernverbindung, erreichten wir den Ort zügig. Bereits vor der Ortsgrenze gab es eine Allee mit bunt blühenden Bäumen. Auch innerhalb der Stadt blühten Jacaranda-Bäume an allen möglichen Stellen. Daher hat Tsumeb den Beinamen Gartenstadt erhalten. Am Postamt besorgten wir uns noch die letzten benötigten Briefmarken. Auch hier dauerte dieser Vorgang ungewöhnlich lange. Beim Versuch einfach entgegen der Fahrtrichtung direkt vor dem Postamt zu halten, hatte ich unverzüglich die Aufmerksamkeit der Polizei auf mich gelenkt. Nett aber bestimmt wurde mir mein Fehlverhalten vorgehalten und ich bedankte mich höflich für den Hinweis und parkte ordnungsgemäß.



Weiter ging die Reise in Richtung Grootfontein auf der C42. Trotz dem C in der Straßenbezeichnung war die Strecke gut ausgebaut. Einige Meilen vor Grootfontein passierten wir ein Gelände, auf dem gerade eine riesige Viehauktion stattfand. Züchter aus der gesamten Region, die besonders fruchtbar ist, boten ihre Tiere den Viehhändlern an. Dass es sich hauptsächlich um europäisch stämmige Anbieter handelte, erkannte man daran, dass neben der Namibischen Flagge die Deutsche, die Englische und die Niederländische im Wind wehten. Kurz vor der Stadtgrenze nahmen wir die D2859, um bei unserer Fahrt zum Waterberg Massiv den Hoba-Meteoriten zu besuchen. Der 50 Tonnen schwere Himmelskörper aus Eisen, Nickel und Kobalt war vor rund 80.000 Jahren hier aufgeschlagen. Die 80.000 Jahre hat er hier im Kalahari-sand gut überstanden, in den letzten Jahrzehnten versuchten jedoch immer wieder Touristen, mit Eisensägen Souvenirs zu ergattern.

Die weitere Strecke zur B8 führte zeitweise entlang der Eisenbahnlinie die Grootfontein über Otavi und Ojiwarongo mit Windhoek verbindet. Jedoch dient diese Bahnstrecke ausschließlich dem Güterverkehr. Nach wenigen Kilometern verließen wir die B8 in Richtung Süden auf die D2804. Über diese Seitenstraße ging die Fahrt zu unserer nächsten Unterkunft am Waterberg. Sand- und Schotterpisten wechselten sich ab. In dem Farmgebiet mussten wir gelegentlich Tore öffnen und nach der Durchfahrt wieder schließen. Bei diesen Toren gab es Verladestationen für den Abtransport der schlachtreifen Tiere. Die Lebensgrundlage der hier lebenden Bevölkerung ist eindeutig die Rinderzucht.



Auf der schnurgeraden D2512 gab es Abschnitte mit tiefem weichem Sand. Was mir Spaß machte, beunruhigte Heike doch etwas. Der Waterberg war bereits aus großer Entfernung gut zu erkennen. Die Einfahrt war gut ausgeschildert und die Einlasskontrolle erfolgte direkt am Abzweig obwohl es noch einige Kilometer bis zur Unterkunft waren. Zum Zeitpunkt der Buchung gab es nur noch einfache Häuschen zu reservieren, so dass wir nicht ganz so komfortabel nächtigen konnten wie bisher. Das uns zugewiesene Häuschen hatte noch nicht mal ein Türschloss, was uns etwas verwunderte. Aber das Personal fand das nicht unüblich, Zelte hätten ja auch keine Schlösser. Den Nachmittag nutzten wir noch für eine Wanderung. Schließlich hatten wir die letzten Tage hauptsächlich im Toyota Hilux verbracht. Der Wanderweg war mit „Giraffe crossing“ ausgezeichnet. Aber weder Giraffen noch andere Tiere kreuzten unseren Weg. Zur Abwechslung gab es den ersten leichten Regen seit unserer Ankunft in Windhoek.

Das Abendessen genossen wir in einer riesigen an der Stirnseite offenen Halle. Zum Teil war diese mit Lounge Möbeln ausgestattet. Von dort konnten wir einen herrlichen Ausblick auf die Felswände des Waterbergs genießen. Über den roten Felsen kam der Vollmond, um uns durch die Nacht zu begleiten. In den nächsten Morgen wollten wir mit dem Frühstück starten, jedoch entdeckten wir in einiger Entfernung am „Giraffe crossing“ ein Nashorn. Mit der Pentax machte ich mich auf die Jagd. Die Urinstinkte eines Steinzeitmannes wurden wohl in mir geweckt. Nach einigen Minuten standen wir uns plötzlich gegenüber, der Steinzeitmann bewaffnet mit einem digitalen zehn Megapixel-Speer und der urzeitige Koloss mit zwei Hörnern. Irgendwie waren wir beide über das unerwartete Zusammentreffen überrascht. Auge in Auge begaben wir beide

uns auf den Rückzug, so zumindest mein Eindruck. Vielleicht war das eh der Plan des Nashorns, diesen Weg zu nehmen. Einige Fotos gelangen mir noch, bevor ich das White Rhino aus den Augen verlor.



Direkt nach dem Frühstück begann die Wanderung auf das Plateau. Der Aufstieg auf die Hochebene darf nur in Begleitung eines Guides erfolgen. Franz erwartete uns bereits und auf dem Weg zum höher gelegenen Treffpunkt mit den Touristen der Lodges, erklärte er uns schon Einiges über das private Schutzgebiet. Aufgrund der steilen Felswände gibt es keine Möglichkeit für das Großwild, das Plateau zu verlassen. Mit Hubschraubern wurden diese Tiere einst in ihre neue Heimat gebracht. Klippschliefer saßen in den Bäumen und beobachteten uns. Ab den Lodges ging es auf einem Klettersteig weiter nach oben. Über einen Felsspalt mussten wir springen, um direkt an die Kante der Steilwände zu gelangen. Vor uns breitete sich die Kalahari in all ihrer lebensbedrohlichen Art aus. Falken auf Beutesuche zogen unterhalb von uns ihre Kreise. Franz hatte in seinem Rucksack Wasser und Äpfel dabei, die er uns reichte. Im weiteren Verlauf der





Wanderung erklärte er die verschiedenen Pflanzen, an denen wir vorbeikamen. Beispielsweise den Apfelbaum, der Apfelbaum heißt, weil das Zusammendrücken seiner trockenen Blätter zwischen zwei Handflächen sich so anhört, als würde man in einen Apfel beißen.



Der Waterberg hat seine Berühmtheit durch ein Kriegsverbrechen erlangt. 1904 verübten hier die Soldaten der deutschen Schutztruppe den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts. Unter Lothar von Trotha wurden nach der Schlacht am Waterberg zehntausende Hereros in die Omaheke-Trockensavanne, die einer Wüste gleich kommt, getrieben, um sie dort verdursten zu lassen. Für die gefallenen deutschen Soldaten wurde ein Soldatenfriedhof angelegt, der noch heute gut gepflegt wird. Die dort angebrachte Gedenktafel für die gefallenen Hereros ist hingegen peinlich klein und auf die zehntausende verdursteten, zivilen Opfer gibt es keinerlei Hinweis. Diesen Gedenkort besuchte ich am frühen Nachmittag. Den Trip dahin nutzte ich für eine rasante Fahrt über die Sandpiste. Ab dem Parkplatz des NWR Camps Bernabe de la Bat war es gut ein Kilometer Fußmarsch zu dem Friedhof. Die Beschilderung war unvollständig, wobei ich mit Hilfe meines iPhones den Weg gut gefunden habe. Direkt neben dem Soldatenfriedhof gab es nämlich noch einen Geocache.

Für den Nachmittag war noch eine Game drive angesagt, eine Fahrt mit einem offenen Landrover durch den unten gelegenen Teil des Schutzgebietes. Zwei Nashörner dösten im Schatten einiger Bäume. Wir durften zu Fuß bis auf gut zehn Meter an die Tiere heran. Die Fahrt führte weiter über einen offenen Wasserkanal, der die nächste Stadt mit Wasser versorgen soll. Um das Ertrinken von Tieren zu verhindern, ist der betonierte Kanal eingezäunt. Vereinzelt gibt es für Mensch und Tier Übergänge. Von so einer Überführung konnten wir sehen, dass das Wasser Heimat für viele Fische war. Warzenschweine und Gnus bevölkerten die Ebene. Auf der Rückfahrt zum Camp kamen uns auf der Sandpiste drei Breitmaulnashörner entgegen: die beiden, die vorher unter den Bäumen dösten und das von vor dem Frühstück. Die massigen Tiere bogen vor dem Geländewagen ab ins Gelände, umgingen so den Wagen, um hinter uns wieder die Piste zu benutzen.

Eine Kleinflecken-Ginsterkatze huschte vor uns weg, als wir auf dem Weg zum Abendessen waren. Der freundliche Kellner fragte uns, ob wir ihn vielleicht am nächsten Tag mit in Richtung Ojiwarongo nehmen könnten. Gerne sagten wir ihm diesen Gefallen zu. Er hatte sich schließlich bemüht, meinen täglichen Bedarf an Coke light zu decken, was aufgrund der allgemeinen Versorgungslage nicht immer gelang.

Die klare Nacht wurde durch einen noch nie gesehenen Sternenhimmel verzaubert. Myarden von Sternen funkelten in unterschiedlichen Farben. Die Milchstraße strahlte quer über den Himmel. Nach einigen Versuchen gelang es mir, diesen Sternenhimmel zu fotografieren.

Vor dem Frühstück machten wir zu Zweit eine Wanderung entlang der Steilwände bis zur Quelle, die das Tal mit



Wasser versorgte. Heute begegneten wir keinen Nashörnern sondern Kühen. Das nach hinten immer enger werdende Tal barg einen Schatz. Durch die schattige Lage und den durch die Quelle gespeisten Bach herrscht hier ein angenehmes Klima, was der Vegetation ganz andere Möglichkeiten gab sich zu entwickeln. Irgendwie verpassten wir den richtigen Abzweig zurück zum Camp, so dass wir eine zusätzliche Strecke zurücklegen mussten. Dabei kamen wir auch an der nobleren Waterberg Wilderness Lodge vorbei. Gerade noch pünktlich zum Frühstück erreichten wir unsere Unterkunft.

Okonjima

Nach dem Frühstück trafen wir uns mit dem Kellner. Sein Gepäck war schnell verstaут und so konnten wir los nach Ojiwaraongo. Von der Sandpiste ging es auf die befestigte C22. Diese mündete auf die B1, die Verbindungsstraße zwischen Windhoek und dem Norden von Namibia. Zu unserem nächsten Camp mussten wir zwar nach Links, wir hatten uns allerdings entschieden, den jungen Mann direkt in die Stadt zu fahren. Auf der Fahrt erzählt er von seiner Familie, von seiner Schulzeit und den Sprachen, die er beherrscht. Angekommen in Ojiwaraongo nutzen wir die Gelegenheit, in einem Supermarkt unsere Proviantbestände aufzufüllen, während der junge Kellner noch unseren Wagen bewachte. Am Rande des Parkplatzes versuchte ein Jugendlicher, aus Draht gebaute Modellautos zu verkaufen. Begeistert detailreich, was die Kinder in einem so armen Land mit einfachsten Mitteln herstellten.

Auf der B1 ging es wieder nach Süden. Diesmal konnten wir uns nicht auf die offizielle Beschilderung verlassen. Der Abzweig zur Okonjima AfriCat Foundation sollte nach

19 Kilometern hinter der Einmündung der C22 kommen. Genau an der zuhause ermittelten Stelle gab es dann auch den passenden Hinweis auf unsere nächste Unterkunft. An einem ersten Tor erklärt uns ein Mann vom Sicherheitsdienst den Weg zum Camp. So fuhren wir die knapp 30 Kilometer, bis wir an ein gewaltiges Stahltor kamen. An einer Säule vor der Absperrung klingelten wir, das Tor öffnete wie von Geisterhand elektrisch. Die Wegweisung innerhalb des Parks war eher verwirrend. So kam es, dass wir falsch abbogen. Der Fahrer eines Jeeps hatte das wohl erkannt, hielt bei uns und wies uns den richtigen Weg zum Main Camp.

Unsere Lodge war wieder einmal an Luxus kaum zu überbieten. Ein riesiges Panorama Fenster vor dem doppelten Doppelbett eröffnete den Blick auf die Ebene, auf der vereinzelt Tiere grasten. Für 16:00 Uhr hatten wir den „Gepard ride“ gebucht. Drei offene Toyota Land Cruiser mit langem Radstand waren mit vier Sitzbänken ausgestattet und dienten nun als Safaribus. Wir bekamen erklärt, dass ein Teil der Raubkatzen mit Sendern versehen ist und diese so angepeilt werden konnten. Die drei Geländewagen zogen in unterschiedliche Richtungen ab auf der Suche nach Geparden. Gefunden wurden zuerst Warzenschweine und Gnus. Während wir im Etosha-Nationalpark auf Streifengnus gestoßen waren, zeigten sich hier Weißschwanz-Gnus. Ähnlich verhielt es sich mit den Impalas. Im Norden Schwarznasen-Impalas und hier Schwarzfersen-Impalas. Paviane bei der Körperpflege und Kudus ließen sich ablichten. Das Piepsen des Peilungsempfängers wurde lauter, wir näherten uns einem Geparden. Ab von jeder Piste kämpfte sich der Toyota Safaribus durch das Gelände. Etwas entfernt vom Rande eines Flusslaufes parkte der Fahrer den Wagen und wir wurden aufgefordert auszusteigen.

Im Schatten der Büsche lag ein Gepard. Das Senderhalsband war gut zu erkennen. Leise schlichen wir im großen Bogen um das Tier herum. Über eine flache Stelle in der Uferböschung gingen wir dem Guide folgend in das ausgetrocknete Flussbett. In einer Senke hatte sich noch etwas brackiges Wasser angesammelt. Direkt an dieser Wasserlache lag ein Warzenschwein, der Kopf fast abgetrennt. Ein Gepard machte sich gerade an dem Kadaver zu schaffen, während ein Zweiter blutverschmiert daneben eine Fressenspause machte. Wir hörten, wie der fressende Gepard mit seinem kraftvollen Gebiss die Knochen des Warzenschweinkeilers brechen ließ. Vorsichtig näherten wir uns dem grausigen Anblick. Auf das Superste hätte ich in dieser Situation auch verzichten können, so nah waren wir dran. Den dritten Geparden konnte ich gegen die Sonne nur als Schatten näher kommen sehen. Direkt vor uns sprang er die Uferböschung herunter, um sein Mahl fortzusetzen. Der Fahrer hatte inzwischen die anderen Teams benachrichtigt die nun eintrafen. Wir machten uns daraufhin auf den Weg zu unserem Fahrzeug.

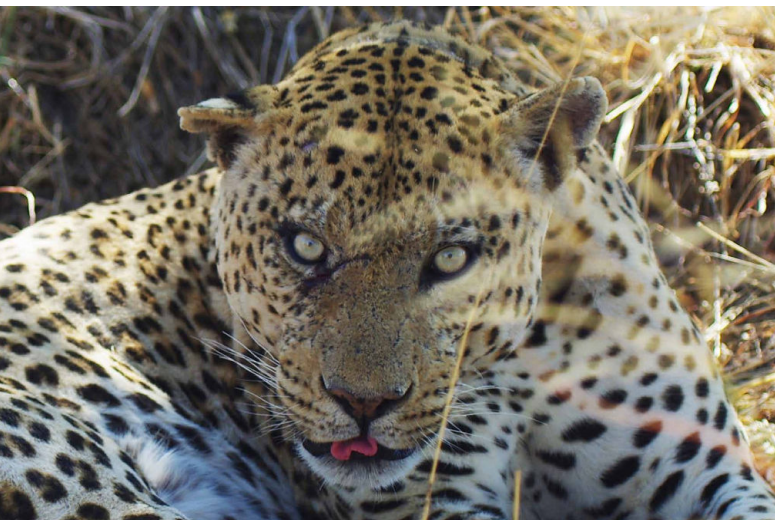


Während die Sonne am Horizont unterging, machten wir eine Pause. Es gab Getränke und wir konnten den Sonnenuntergang bewundern. Auf der weiteren Fahrt durch die inzwischen eingebrochene Nacht machte uns der Guide auf etwas Felliges in einem Baum aufmerksam. Ein Schakal hatte wohl einem Leoparden etwas von dessen Beute klauen wollen und musste dies mit seinem Leben bezahlen. Den toten Schakal hängte der Leopard zur Abschreckung in den Baum. Über Funk wurde die Sichtung eines Leoparden gemeldet. Unser Fahrer machte sich auf den Weg zu dem trockenen Bachlauf, der in der Nähe der beschriebenen Sichtung verlief. Im Licht des Suchscheinwerfers blitzten kurz Augen auf. Der Geländewagen quälte sich durch den Bachlauf heran an die Stelle, an der das Funkeln der Augen zu sehen war. Zwischen den Büschen und dem hohen, trockenen Gras konnten wir einen jungen Leoparden entdecken. Geduldig und verängstigt blieb er eine ganze Zeit lang in seinem Versteck ohne sich zu rühren. Die Mutter des Jungtieres war sicher in der Nähe. Nach einiger Zeit machte er sich tiefer in das Unterholz und wir uns auf den Heimweg. Gerade noch rechtzeitig, um sich vor dem Abendessen noch frisch zu machen, erreichten wir das Camp.

Am nächsten Vormittag ging es mit einer kleinen Gruppe auf die Suche nach dem gefährlichsten Räuber der Nacht, dem Leoparden. Zwar hatten wir am vorigen Abend ein Jungtier gesehen, aber der krönende Abschluss unserer Reise wäre die Beobachtung eines ausgewachsenen Leoparden. Einige der Tiere waren ebenfalls, wie die Geparde am Vortag, mit Transpondern ausgestattet. Die Suche gestaltete sich jedoch deutlich schwieriger. Wir fuhren auf Erhöhungen in der Landschaft, um den Empfang der Peilsender zu verbessern. Fuhren von Hügel zu Hügel, aber es entstand kein klares Bild, wo welcher Leopard unterwegs sein könnte. Über Funk erhielten wir



dann den Tipp, dass wohl eines der Raubtiere in einer Region unweit von unserem Standort gesichtet wurde.



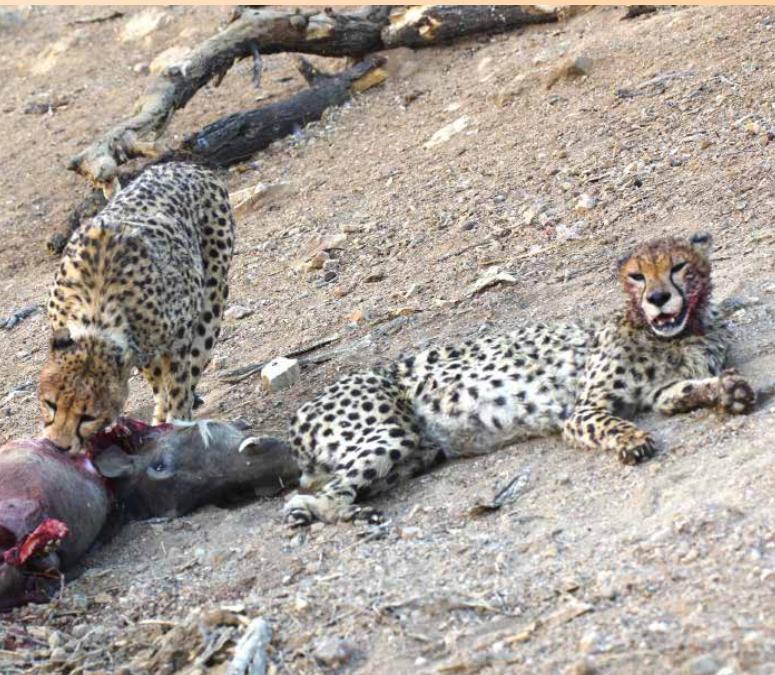
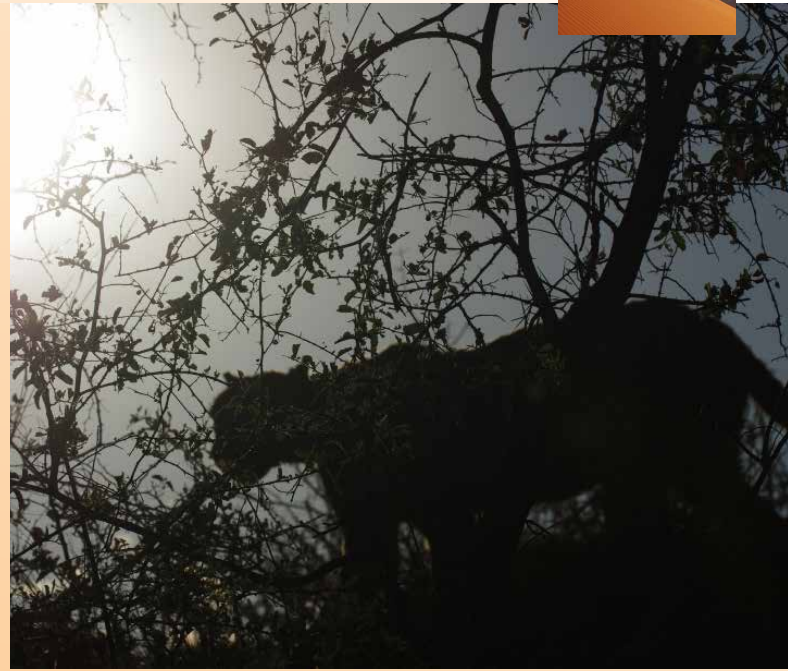
Unser Fahrer startete daraufhin sofort den Motor und setzte den Geländewagen in Richtung der angegebenen Position in Gang. Wie am Vortag verließen wir die Piste und folgten einem ausgetrockneten Flusslauf. Das Peilgerät empfing nun deutliche Signale, wir näherten uns dem gesuchten Tier. Und tatsächlich ein Leopard tauchte im Unterholz auf. Unbeeindruckt von unserer Anwesenheit setzte er seinen Weg fort. Unser Fahrer folgte der Raubkatze vorsichtig, soweit dies bei den Bodenverhältnissen möglich war. Der Ranger erkannte den Leopard und konnte uns einiges über dessen Historie erzählen. Das noch recht junge, aber ausgewachsene Tier wurde hier in der Gegend geboren. Sein Geschwisterleopard wurde, auch bereits erwachsen, von einem Rudel Hyänen vor nicht allzu langer Zeit getötet. Die Digitalkameras wurden zum glühen gebracht, Megabytes an Bildmaterial wurden erzeugt. Fluch oder Segen? Schön, dass man unbeschränkt Fotos machen kann, schade, dass viele Menschen dann kein Auge mehr für die reale Welt haben. Auch wir

fotografierten sehr viel, aber nahmen auch bewusst die knisternde Spannung wahr, die in diesem Momenten in der Luft lag.

Der Leopard streifte weiter entlang des Flusslaufs bis er kurz anhielt und mit einem kraftvollen Satz auf einen Baum sprang. Dort in der Baumkrone versuchte er, einen Ruheplatz einzunehmen. Entweder hing ein Bein oder ein Vorderlauf herunter, oder es drohte, dass der gesamte Leopard das Gleichgewicht verlor. Das Ganze spielte sich mehr oder weniger direkt über unserem offenen Wagen ab. Nachdem nun auch das Raubtier erkannte, dass dieser Baum für sein Vorhaben ungeeignet war, beobachtete er kurz das Umfeld, spannte seine Muskeln an und sprang energiegeladen von dem Baum, durchquerte das Bachbett, um auf der anderen Seite wieder einen Baum zu entern. Auch dort fand er nicht den gewünschten bequemen Platz. Diesmal dauerte es nur wenige Minuten, bis er vom Baum sprang und dann endgültig im Dickicht verschwand.

Da wir noch genügend Zeit hatten, versuchte der Ranger einen zweiten Leopard zu finden. Also quälte sich der Fahrer mit dem Geländewagen zurück auf die Piste, um dann wieder eine erhöhte Position anzusteuern. Auf dem Scheitelpunkt eines Passes hielt er den Wagen an und zückte die Richtantenne. Auch ein kaptales Pavianmännchen bevorzugte die Vorteile eines erhöhten Aussichtspunktes. Unweit vom Geländewagen saß er noch höher auf einem Felsen und überblickte die Savanne in beide Richtungen. Nach was der Pavian Ausschau hielt, ließ sich nicht ermittelt, die Peilungen unseres Fahrers zeigte Erfolg. Aus dem Lautsprecher drangen klare, laute Piepstöne. Rasch ging es den Hang hinunter, um sich der Quelle des Piepsignals zu nähern. Es brauchte einige Versuche bis eindeutig klar war, zwischen welchen Bäumen und

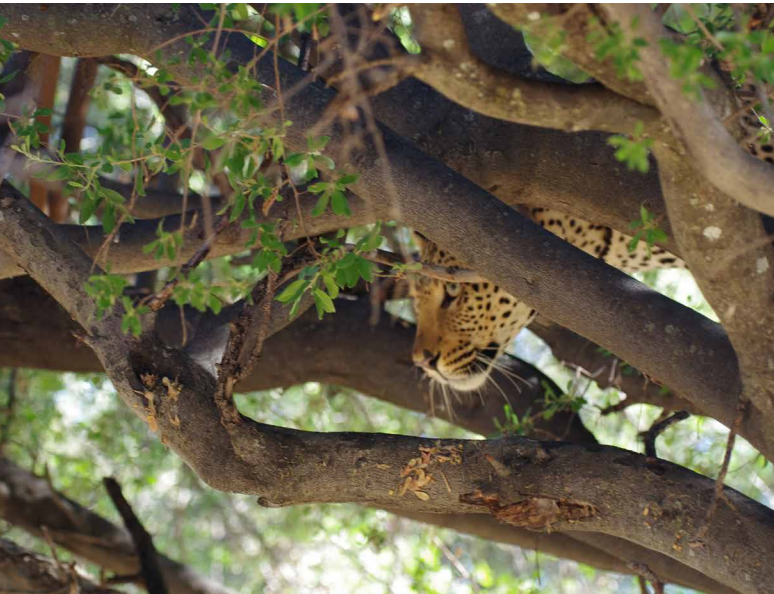








Sträuchern sich das Tier aufhalten musste. Langsam und aufmerksam näherten wir uns im Geländewagen der Baumgruppe. Alle waren aufs heftigste angespannt. Lange bevor wir den Leopard entdeckten, hatte er uns bereits bemerkt. Gelangweilt lag er zwischen dem trockenen Savannengras und döste vor sich hin. Nach einiger Zeit begann er mit seiner Fellpflege. Zwischendurch schenkte er uns einige abfällige Blicke. Nach der Katzenwäsche fixierte der Leopard mich mit seinen stahlblauen, eiskalten Augen eine ganze Weile lang. Auge in Auge, mir fuhr es eiskalt über den Rücken und die Härchen auf meinen Armen stellten sich auf. Der Leopard leckte über seine Lippen und es sah aus, als würde er denken: „leckerer Mittagsfresschen“. Sein Gesicht hatte Zeichen von einigen heftigen Kämpfen, eine lange breite Narbe über die Nase bis unter das rechte Auge zeugte davon. Nun wurde es Zeit, sich auf den Rückweg zu machen, die Eindrücke der Begegnung mit dem alten Pelzträger galt es auf der Fahrt zu verarbeiten.



Windhoek zum Abschied

Zurück in der Lodge machten wir uns zum Auschecken bereit. Da wir erst gegen Abend in Windhoek sein mussten, nutzten wir den restlichen Vormittag für ein paar entspannte Stunden im und am Pool. Ein Windrad förderte aus einem Brunnen frisches, kühles Nass, so dass das Wasser im Pool sauber und erfrischend war. Da wir unser Chalet bereits räumen mussten, hatten wir alles Notwendige zum Plantschen im Handgepäck. Nach einem ausgiebigen Sonnenbad konnten wir die Qualitäten der dortigen Küche noch ein letztes Mal genießen. Das gesamte Hauptgebäude war mit historischen technischen Geräten dekoriert. Skulpturen aus rostigem Stahl fügten sich harmonisch in die Landschaft ein und das hauseigene Warzenschwein sorgte für die passende Wildnisstimmung.

Nun ging unsere Reise endgültig zu Ende. Bei der Rückfahrt nach Windhoek herrschte schon so etwas wie Abschiedsstimmung. Nach 17 Tagen Abenteuer waren wir zurück im „The elegant Guesthouse“. Der Toyota Hilux Double Cap Legend 45 mit Hardtop über der Ladefläche war nicht wieder zu erkennen. Obwohl er zwischenzeitlich einmal umfassend gereinigt worden war, zeigte sich kein Quadratzentimeter des weißen Lacks. Die Ladefläche war über und über mit Sand und Staub bedeckt, der Innenraum bewies, dass wir dort gut zwei Wochen lang gelebt hatten. Der Mietvertrag von Hertz Windhoek beinhaltete einen Passus, wonach wir einen sauberen Wagen abgeben mussten oder eine zusätzliche Reinigungsgebühr würde fällig. Ich fragte den Housekeeper, ob er jemand kennen würde, der den Wagen für einen guten Kurs reinigen könne. Er sagte recht fix zu und nachdem wir unsere Koffer in unser Zimmer 2 gebracht und uns etwas frisch gemacht hatten, waren er und ein Freund bereits am



Toyota, um mit der Reinigung zu starten. Zu dritt, mit Wasserschlauch und Staubsauger und später auch noch mit der Hilfe von Heike, ging es recht gut voran. Nach gut einer Stunde strahlte der Wagen wie bei einer Automesse. Anschließend räumten wir unsere Koffer noch flugfertig um.

Legendär hier in Windhoek ist Joe's Beerhouse. Also entschlossen wir uns, den letzten Abend in Namibia in diesem Kultrestaurant zu verbringen. Wir machten uns zu Fuß auf zu der Location, die nicht weit entfernt lag, während andere Gäste vom Guesthouse den Weg mit dem Wagen zurücklegen wollten. Wir sahen sie noch einmal am Straßenrand stehen und die Stadtkarte studieren. In Joe's Beerhouse sind sie jedoch nicht aufgetaucht. Die Gäste dort waren eine interessante, heterogene Mischung aus südafrikanischen Touristen, die wenn sie in Deutschland lebten nach Mallorca reisen würden, Individual Reisende wie wir und betuchten Einheimischen mit und ohne Migrationshintergrund. Die Bedienung wies uns einen Tisch, brachte die umfangreiche Karte und nahm unsere Bestellung auf. Die Getränke kamen wie geordert und auch Heikes Menu kam wie vorgestellt. Serviert wurde mir eine riesige Kuduhafe anstatt dem bestellten Game Gulasch. Nach einiger Diskussion bekam ich mein Gulasch, auch ohne die Hafe bezahlen zu müssen. Denn Beides bezahlen war die ursprüngliche Idee der völlig überforderten Bedienung. Seine Chefin klärte aber alles zu unserer Zufriedenheit. Satt und zufrieden kehrten wir im Stockdunkeln zurück zum Guesthouse.

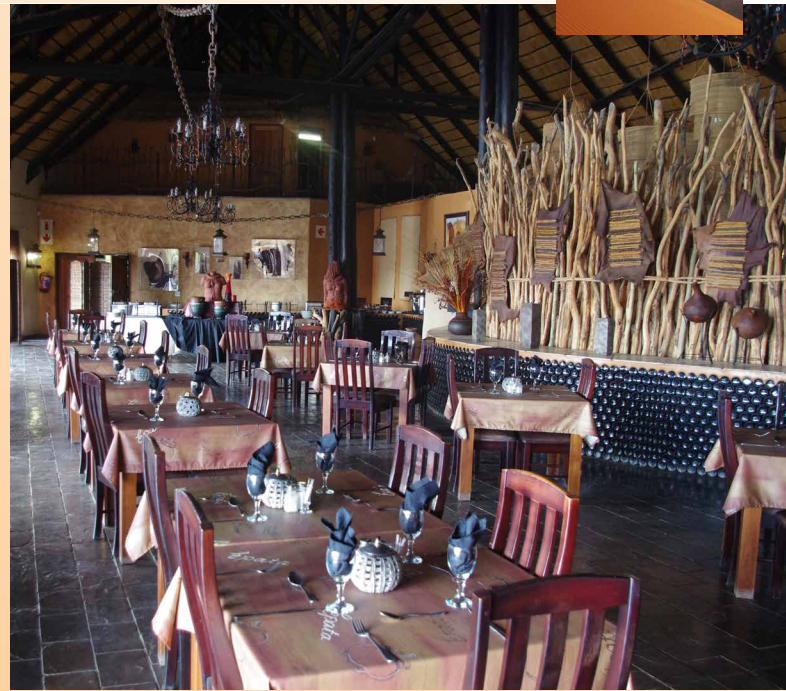
Da der Rückflug erst für 14:55 Uhr angekündigt war, unternahmen wir am Vormittag noch eine Wanderung durch Windhoek. Historische und aktuelle Sehenswürdigkeiten, aber auch die Einkaufsstraße standen auf dem Plan. An

der Rezeption wurden wir noch einmal davor gewarnt unsere Kamera, Handy oder sonstige Wertgegenstände offen zu tragen. Die Kriminalität in der Hauptstadt ist um ein mehrfaches höher als auf dem flachen Land. Unser Spaziergang führte über den Werth-Lookout, einen Aussichtspunkt, hinunter zur Turnhalle in der 1976 die Unabhängigkeit von Namibia beschlossen wurde. Entlang der Independence Avenue bummelten wir in die Stadtmitte, in der sich auch die Einkaufszentren befanden. Deutsche Spuren gab es hier in Windhoek zu Hauf. Ob das Schützenhaus an der Kreuzung von Schützenweg und Bahnhofstraße oder das Cafe Schneider. Heike nutzte die Chance, ein Schuhgeschäft aufzusuchen, ohne etwas Passendes zu finden.

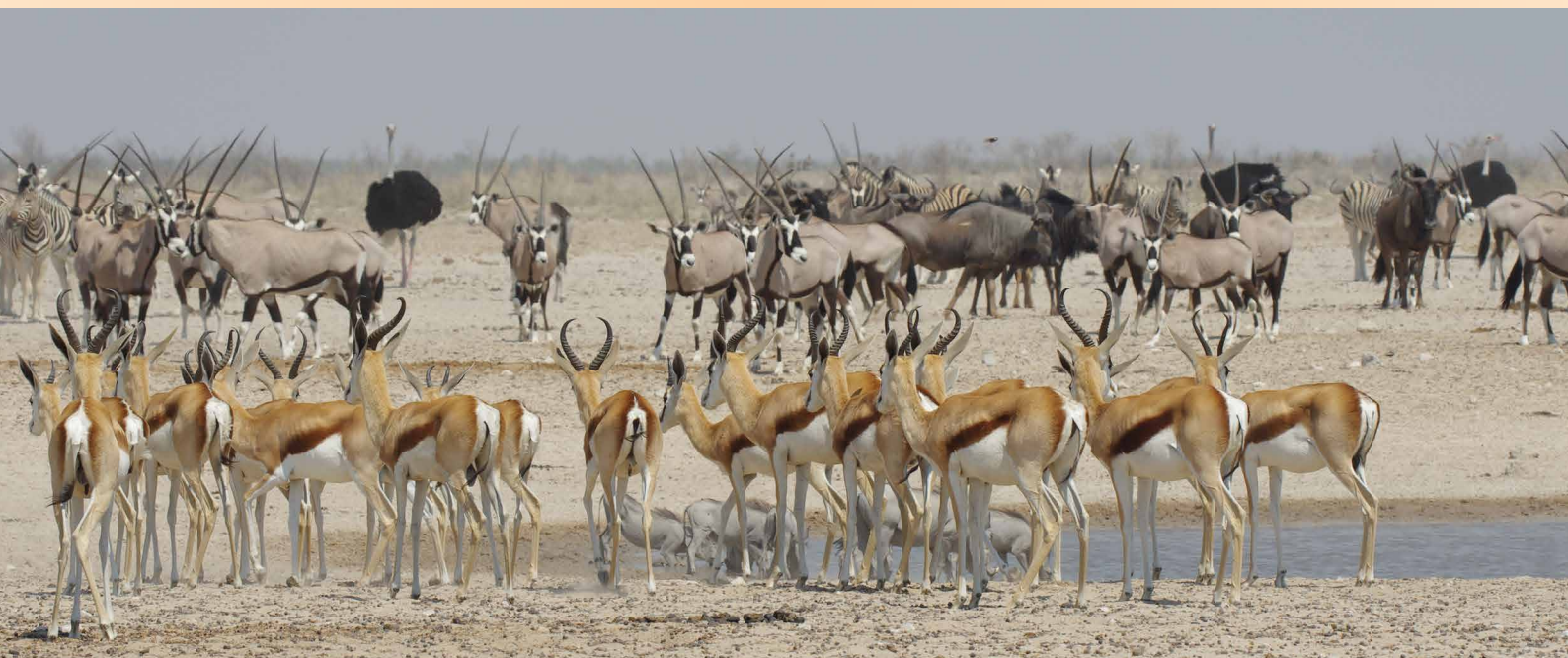
Am Meteoritenbrunnen vorbei, durch ein Kaufhaus und in die Mall Wernhill Park führte die weitere Erkundung der Stadt. Dort wurden wir von der opulenten, weihnachtlichen Dekoration überrascht. Die Krönung war die Anwesenheit eines afrikanischen Nikolauses. Heike fand dann doch noch etwas Hübsches zum Anziehen. Ein sommerliches Kleid wechselte für ein paar N\$ den Besitzer. Auf dem Balkon eines Cafés genossen wir einen Latte und eine überaus gehaltvolle heiße Schokolade. Nach der Pause sollte unser Weg an der Christus Kirche vorbei und durch einen Park zurück zu unserer Unterkunft führen. Das mit der Christian Church klappte gut, weiter ging's zum Independence Museum und der Alten















Feste. An der nächsten Ecke feierte eine Privatschule ein Fest. Von hier sollte es durch den Park führen. Kurz bevor die Straße endete und der Fußweg begann, hielt ein PKW neben uns. Ein Deutsch sprechender, älterer Herr fragte, was wir vor hätten. Er hatte uns gleich als unwissende Touristen erkannt. In einem kurzen Dialog machte er uns klar, dass das Gebiet vor uns eine No-Go-Area ist. So belehrt kehrten wir um und folgten der Robert-Mugabe-Avenue vorbei am Parlamentsgarten mit dem Tintenpalast bis zu der Sinclair-Street, die wir bereits zu Beginn unserer Wanderung genutzt hatten. Wir waren froh, als wir etwas erschöpft an unserer Unterkunft ankamen. Da alles bereits gepackt war, verabschiedeten wir uns und starteten die letzte Etappe mit unserem Toyota Hilux.



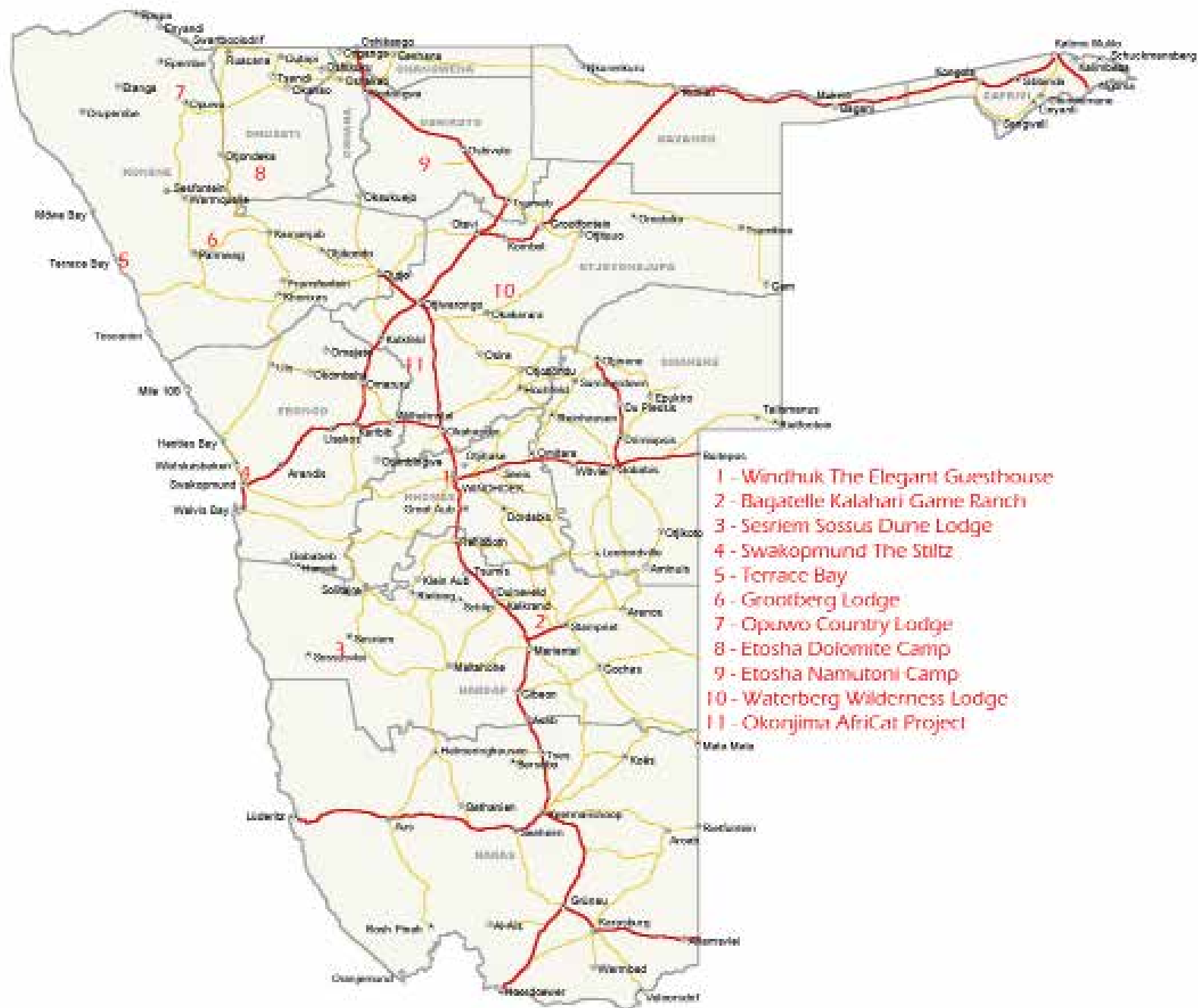
Direkt am Flughafen ließen wir den Tank bis zum Anschlag füllen, um dann den Wagen auf dem Hertz Parkplatz abzustellen. Am Schalter lernten wir Herrn Bock kennen, mit dem Heike bereits aus der Wüste telefoniert hatte. Er war nicht, wie der Name vermuten ließ, ein Nachkomme deutscher Einwanderer, sondern ein Afrikaner. Die Rechnungen der beiden Reifen für die Reparaturen überreichten wir ihm zusammen mit dem Mietvertrag und dem Navigerät. Über die beiden Rechnungen wunderte er sich sichtlich. Zwei Reifenpannen seien schon selten, teilte er uns mit. Die dritte verschwiegen wir einfach, denn wir wussten nicht, ob die Wald-und-Wiesen-Reparatur der durchlöchernten Lauffläche akzeptiert werden würde. Zurück auf dem Parkplatz prüfte ein Mitarbeiter recht

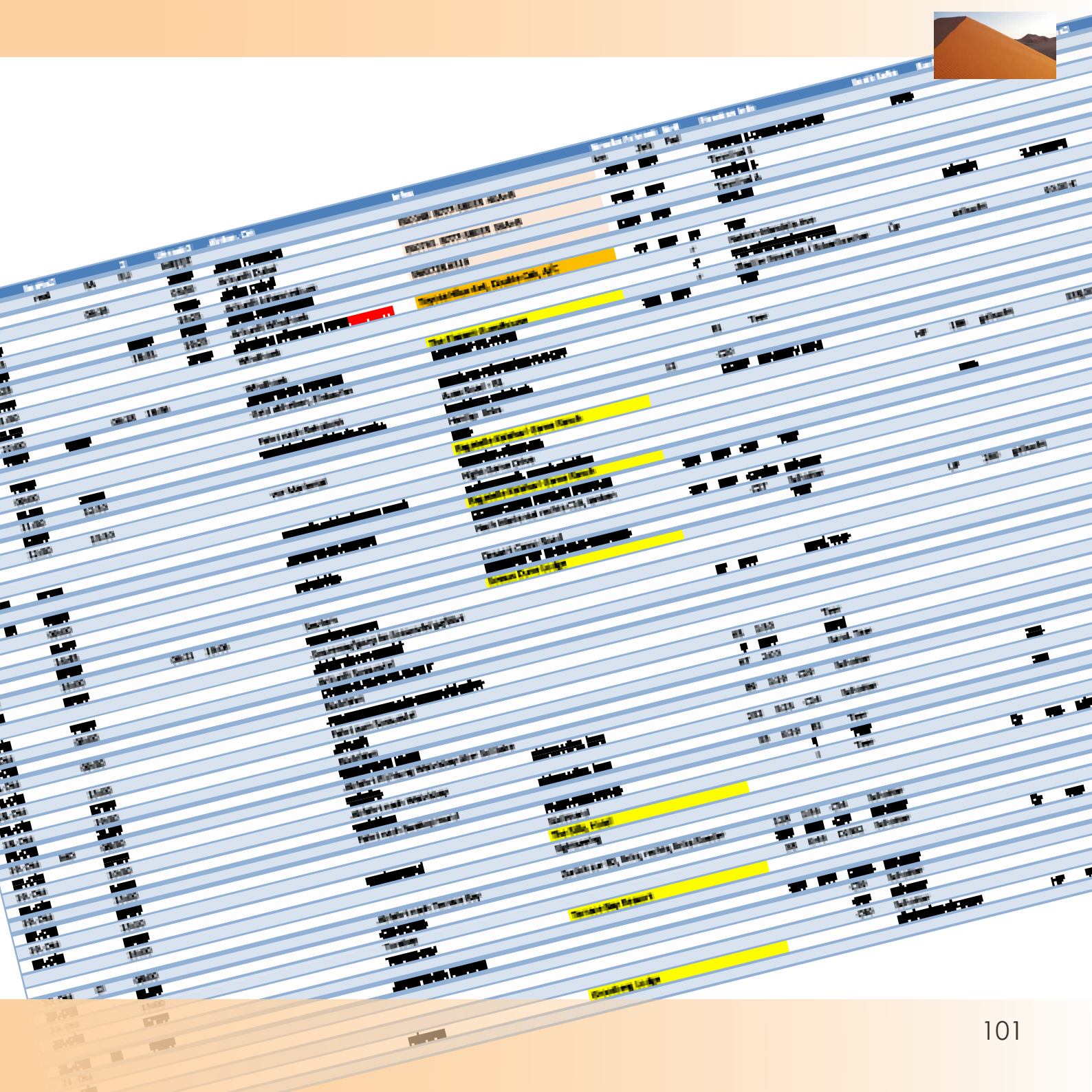
oberflächlich den Zustand des Toyota Hilux Double Cap Legend 45 mit Hardtop über der Ladefläche. Wir luden unser Gepäck ab, nahmen alles aus dem Führerhaus, bis auf unser Fernglas, was wir aber erst zurück in Deutschland feststellten, und gingen zurück zu Herrn Bock. Dieser garantierte uns, dass die Beträge der Reifenrechnungen auf mein Kreditkartenkonto überwiesen werden würden und bedankte sich für unser Vertrauen.

Der Rückflug startete pünktlich. Schnell war der Katzensprung rüber nach Johannesburg geschafft. Während der Wartezeit auf den Anschlussflug fand Heike die letzten Mitbringsel in einem Shop mit dem Namen „Out of africa“. Der Namen des Ladens passte gut zu unserer Rückreise. Der Flug nach Dubai war im Verhältnis zu den Tagen in Namibia so spannungslos, dass wir diese Stunden in unserem Gedächtnis nicht weiter abspeicherten. Die letzte Etappe Dubai – Frankfurt hingegen zeigte uns, dass man bei Flugreisen durchaus von Flugvergnügen reden kann. Benötigt wird dazu ein Airbus A380, in diesem Riesenflieger entwickelt man ein besonderes Fluggefühl: leise, bequem und entspannend. Erholt und von dem Gesehenen geflasht kamen wir zuhause an. Der namibische Sand der noch Tage später hier und da auftauchte, wirkte in unseren Köpfen nach. Im Internet bestellte ich original Sonnengläser, die in sozialen Projekten in Südafrika gefertigt werden und wie wir sie in der Sossus Dune Lodge gesehen hatten, um eines mit dem Sand unserer Düne zu befüllen. Dazu etwas Wüstengras und es fehlt beim Abendessen auf unserer Dachterrasse nur noch ein Schwarzrückenschakal im Mühlgraben.

Eine Fortsetzung wird es geben müssen, darin waren wir uns sofort einig. Einige aufregende Gebiete von Namibia haben wir noch nicht gesehen und andere möchten wir gerne nochmals besuchen. Die Planung kann beginnen.







Etosha National Park

Namibia's greatest wildlife sanctuary







Dieses Buch ist nicht verkäuflich.
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt
sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu
erwerben, möchte ich Sie bitten eine angemessene Spende an:
namibiakids.com DE22 6905 0001 0024 1850 35, zu überweisen.

Impressum:
Text, Layout: Dirk Haas
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck